

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzaehlungen und Aufsaeetze

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Der Bildhauer aus dem Schwarzwald.

(Mit einer Abbildung.)

Wenn man das Großherzogthum Baden durchreist, wird man von dem zugleich anziehenden und wilden Charakter der Gegenden in Erstaunen gesetzt; denn die Contraste sind da allerglücklichst gepaart. Alles macht Eindruck, Alles hat seine Harmonie. Das Land gleicht einem großen Park, den der liebe Gott angelegt und worin er alle Reize der Schöpfung mit allen Abwechslungen der Landschaft vereinigt hat.

Am Saume des Schwarzwaldes bieten die Lagen einen besondern ausdrucksvollen Anblick dar. Thäler, die sich bis an den Rhein erstrecken, gehen plötzlich in so schmale Wege über, daß die kleinen Pferde der Kirschenschwänke kaum durchkommen. Von einer Anhöhe gesehen bilden sie unendliche Dreiecke, deren Fuß den Fluß begränzt, während deren Gipfel durch einen schmalen Weg sich mit dem Berg vereinigt.

Von warmen Mineralquellen besenchtet, erreicht das immer grüne und wellenförmig wogende Gras dieser Thäler die Höhe der Frucht und ist mit mehr Blumenforten durchschmückt als ein Gelehrter in einem Tage zu classificiren vermag. Man möchte sagen ein Sammet- und Seiden-Teppich am Saume des Waldes ausgebreitet, der die Anhöhen bedeckt, um die er sich in tausendfältigen grünen Windungen anlegt, bis unter die höchsten Gipfel hinaufläuft, die von Strecke zu Strecke ihre kahlen mit Schnee bedeckten Scheitel sehen lassen.

Zwischen zweien dieser Hügel wohnte früher ein junger Mann, Namens Herrmann Cloffer, dessen Geschichte die Greise heute noch ihren Söhnen erzählen. Wir werden dieselbe wiederholen, nicht wie sie in den Gebirgen erzählt wird, sondern wie der Pfarrer von Badenweiler sie uns mitgetheilt hat, mit allen ihren Einzelheiten und Lehren, denn

er liebte Cloffer von seiner Kindheit an und auf seinem Sterbebett hatte ihm derselbe sein Herz ausgeleert.

Herrmann war der Sohn eines Schulmeisters, der ihm einige Lehren beigebracht, unter anderm etwas Latein, Musik und besonders die französische Sprache, die er ziemlich geläufig sprach, auch nannte man ihn in der ganzen Umgegend: Meister Cloffer.

Wie alle Bergbewohner hatte er sich von Jugend an mit Holzschnitzeln abgegeben. Nach und nach fand er Geschmack an dieser Arbeit und brachte es so weit, daß er Kinderspielsachen mit einer gewissen Feinheit ausarbeitete. Er machte eine Reise nach Basel und sah da einige gothische Holzschnitte; diese entschieden einigermaßen seinen Beruf. Er begriff begeistert was die Kunst sei und wohin die menschliche Geduld führen kann. Auf die Spielsachen verzichtend, denen er sich bis dahin gewidmet hatte, fing er in Holz auszuführen was ihm unter die Augen kam; er studirte die mindesten Einzelheiten und fing sein Werk so vielmal an bis er es korrekt fand. Er lebte nur für die Kunst, und seine angestrenzte Arbeitsamkeit wurde mit Erfolg gekrönt. Seine Probestücke wurden immer treuer, feiner und kühner: bald brauchte er die Form nicht mehr zu suchen, nur noch den Ausdruck, die Ausführungs-Schwierigkeiten waren überwunden, nun blieb ihm noch die Schaffungskraft zu erringen.

Alsdann begann für den jungen Menschen der Kampf des Gefühls, etwas zu schaffen, gegen die todte Natur, welche widersteht, ein Kampf, der freudereich ist, wenn er von Erfolg gekrönt wird.

Man hätte glauben sollen, daß sich das Holz nach allen Einbildungen Herrmann's umbilde; sein Gedanke schien es schon zu modeln. Einzig mit seiner Arbeit beschäftigt, die er so schön herzustellen suchte, als er sie ausgedacht hatte, belebte er sie durch seine Wünsche, am Zittern seiner Hand sah man den

Eindruck seiner Sehnsucht. In seinen Arbeiten war nichts die Folgerung einer Berechnung oder eines Systems, sondern nur der empfundene Eindruck. Die Kunst war für ihn der natürliche Ausdruck einer menschlichen Seele der Schöpfung gegenüber. Sein Schnitzwerk, das anfangs den plumpen Skizzen der Hirten gleich, wurde endlich sehr gesucht. Zuerst begehrte man dasselbe in Baden, dann in München, Wien und Berlin. Der Kaufmann, welcher die ersten Stücke um einen Spottpreis gekauft hatte, drang in den jungen Künstler, ihm neue herzustellen, und versprach dieselben besser zu bezahlen. Herrmann, der seit seines Vaters Tod die einzige Stütze seiner beharrten Mutter war, sah mit Freude, daß er durch seine Arbeit ihr ein ruhiges Alter verschaffen konnte. Es ließ sich in der That auch bald ein ungewohntes Wohlsein in der Strohütte fühlen: man konnte die Bauernhaushaltung durch bessere Möbel ersetzen, schönere Sonntagskleider anschaffen und bisweilen, wenn Nachbarn auf Besuch kamen, ihnen mit einer Platte Kuchen und einem Glas Wein aufwarten. Dabei nahm Herrmann seine Geige und begleitete seine Mutter, die mit noch fester Stimme die alten deutschen Lieder, oder einige Balladen von Schiller sang, die sie ihr Mann gelehrt hatte.

So vergingen Hermanns Tage zwischen Arbeit und freundlichen Unterhaltungen. Dorrothea ließ er Alles besorgen. Von allen materiellen Sorgen frei, war sein Leben ein fortwährendes und ergiebiges Nachforschen: nichts vermochte ihn aus seinen Vorstellungen zu entreißen, als der Umgang mit den Nachbarn oder die Bärtlichkeiten der Familie. Er konnte sich ganz dem innerlichen Vergnügen der Erfindungen überlassen, lang und vertraulich sich mit seinem Genie unterhalten. Zwei Drittel seiner Zeit waren seiner bloßen Eingebung gewidmet, und in seine Kunst vertieft, wie die Heiligen in ihre frommen Betrachtungen, verspürte er das Treiben des wirklichen Lebens.

Als er eines Abends vor der Hausthüre saß, und auf seiner Geige prälubirte, kam plötzlich ein Reiter den Weg her.

Es war ein Fremder, dessen Artigkeit und Lebensbehagen den Weltmann verriethen.

Einige Schritte von Cloffer's Hütte hatte er Halt gemacht und schaute um sich her; endlich fielen seine Blicke auf den jungen Menschen.

— „Ah! da ist meine Sache“, sagte er französisch, und sich gegen ihn wendend, sagte er in schlechtem deutsch: „Könnten Sie mir sagen, wo ich den Bildhauer Herrmann finden kann?“ — „Ich bin's selbst“, antwortete Herrmann aufstehend.

— „Sie? versetzte der Fremde. Nun, das ist ja herrlich, und vom Pferde absteigend, gab er den Raum seinem Bedienten.

— „Ich suchte Sie, Meister Cloffer, sagte er vertraulich. Ich bin ein Franzose, mein Deutschsprechen wird Ihnen das verrathen haben, und zudem Kunstsammler. Ich habe Ihre Bildhauerei gesehen und wünsche deren einige Stücke zu kaufen.“

Herrmann führte ihn in die Wohnstube.

— „Dies ist also Ihr Atelier?“ fragte der Franzose, der das schwarz berauchte Gemach mit Erstaunen betrachtete.

— „An diesem Fenster“, antwortete Cloffer. Hierauf zeigte er dem Fremden einen langen Tisch, auf welchem mehrere fertige Arbeitsstücke umher lagen. Unter demselben lagen tannene aus dem Größten ausgehauene Blöcke, sein Werkzeug hing an der Mauer.

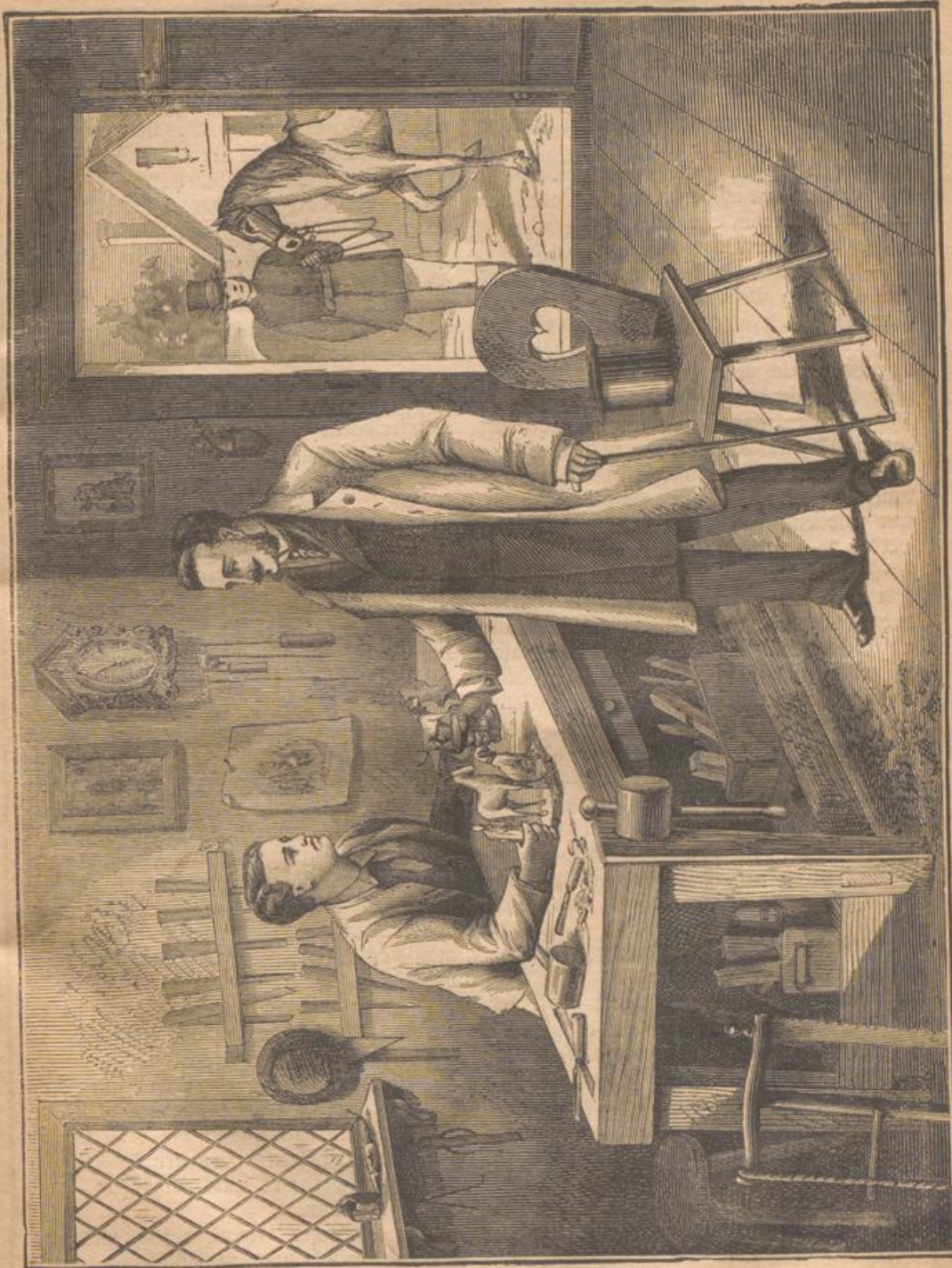
— „Wie! Sie haben keine andere Werkstätte?“ — „Nein, mein Herr!“

Der Fremde, nachdem er Alles genau betrachtet hatte, sagte: „Ist es möglich, daß man in dieser Hölle solche Meisterstücke machen kann? Aber, Meister Herrmann — denn so heißen Sie, soviel ich weiß — es fehlt Ihnen an Allem hier, Sie haben weder Antriebe noch Rath —“

— „Ich suche das nachzuahmen was ich sehe nach den Gefühlen, die ich empfinde, erwiderte einfach Cloffer. Hier sind nach der Natur geschnittene Geißen, ein Stier und ein Kind.“ — „Merkwürdig! unterbrach der Fremde, der diese Bilder in die Hände genommen hatte. Welche Zartheit, Feinheit, und welcher Ausdruck. Ich kaufe sie, was begehren Sie dafür?“ Herrmann sagte es.

— „Gut, sagte der Franzose, den die Wohlfeilheit in Erstaunen versetzt hatte. Wissen Sie wohl, Meister Herrmann, daß ich Alles aufgebieten habe, um Sie aufzufinden. Die

tte er
ndlich
schen.
gte er
fagte
e mir
finden
ortete
n, das
igend,
fagte
mein
rathen
habe
beren
be.
te der
emach
Ctof-
n lan-
Ar-
en la-
quene
er.
Verk-
u be-
daß
ma-
den
fehlt
An-
s ich
er-
der
d ein
der
e ge-
, und
ehren
a die
Wif-
h M-
. Die



deutschen Kaufleute, die ihren Artikel halten, kennen Ihren Namen nicht oder verschweigen ihn, und ich konnte den Juden nicht ausfindig machen, der von Ihnen aus erster Hand kauft. Ich mußte mich an unsern Gesandten in Wien wenden, der bei der Polizei Erkundigungen eingezogen hat. Kurz, ich habe Ihren Namen erfahren, und da ich gerade durch Badenweiler ging, wollte ich Sie sehen."

Herrmann verbeugte sich.

— "Sie wissen wohl nicht, welchen Ruhm Sie schon in Deutschland haben, fuhr der Franzose fort. Man reißt sich um Ihre Schnitzwerke; ich habe deren im Cabinet des Hrn. von Metternich gesehen. Sie werden wahrscheinlich nicht hier bleiben wollen."

— "Sie entschuldigen, mein Herr, ich denke gar nicht daran, den Wald zu verlassen."

— "Was! Sie verschmerzen aber Ihre Zukunft. Bedenken Sie doch, daß Sie hier immer nur ein spärliches Auskommen haben werden." — "Ich bin glücklich, mein Herr."

— "Glücklich, wiederholte der Fremde, indem er die einfachen Kleider Clossers betrachtete, das beweist, daß Sie ein Philosoph sind, mein lieber Meister; allein sie haben ja nicht einmal ein Atelier. Drei Schritte vom Herde, wo Sauerkraut und geräucherter Speck kocht, Bilder schnitzen, das geht nur einem Deutschen."

— "Was würde ich durch eine Aenderung gewinnen?" fragte Herrmann.

— "Erstens einen ruhmvollen Namen, bis heute kennt man wohl Ihre Werke, aber Ihren Namen nicht. Sie müssen Ihren Rang behaupten, mein lieber Meister, vor Allem müssen Sie ihr Glück machen."

— "Mein Glück machen! wiederholte Closser erstaunt, und mit was?"

— "Ei, zum Hentz, mit Ihrem Schnörkelwerk, schrie der Franzose. Sie wissen also nicht, daß unsere Künstler heute wie reiche Familiensöhne leben? Man muß den Fortschritt des Jahrhunderts benützen, Herrmann, Sie müssen nach Paris gehen. Ich werde Sie in die Gesellschaft von Zeitungsschreibern einführen, welche aus Ihnen einen Michel-Ange in Miniatur machen werden. Bevor zwei Jahre vergehen, haben Sie einen Jokei und ein Tilbury."

— "Ist's möglich?" murmelte Closser versteinert.

— "Ganz gewiß, Herrmann, und da ich Sie jetzt zufälligerweise angetroffen habe, so will ich, daß Sie es benutzen. Das Licht wird nicht unter dem Scheffel bleiben. Glauben Sie mir und kommen Sie nach Paris."

— "Ich darf nicht daran denken", erwiderte der Bildhauer kopfschüttelnd.

— "Warum nicht?" — "Ich habe hier meine Gewohnheiten, meine Freunde, und vor Allem meine Mutter..."

— "In Paris werden Sie Ersatz für alles dies finden." — "Nein, nein!"

— "Bedenken Sie es, ich bitte, versetzte der Fremde, der es selbst geglaubt, indem er Closser darüber zu bereden suchte. Bedenken Sie, daß Sie hier allezeit wie ein Bauer leben. Sie kommen mir vor wie ein verleugneter Fürst, der nicht weiß, daß anderswo eine Krone auf ihn wartet, und diese Krone komme ich Ihnen anzubieten. Sie dürfen nur auf Ihre Landeskrone, auf Ihr Haus verzichten, und Sie werden Erfolg, Vergnügen und Reichthum einern. Obgleich ein Deutscher, vermute ich doch, daß Sie das Theater und den Champagner lieben. Das Alles werden Sie gegen Ihr Jungbier umtauschen. Entschließen Sie sich und ich nehme Sie in meinem Gefährte mit."

Herrmann wollte antworten, allein er schauderte plötzlich zusammen und hielt inne, seine Blicke waren jenen Dorothea's begegnet.

Seit einigen Augenblicken heimgekommen, hatte sie aufgehört, und, obgleich sie nicht französisch verstand, hatte ihr Mutterauge doch an der ungewöhnlichen Aufregung Herrmann's errathen, daß etwas Außerordentliches vorgehe.

— "Was will der Fremde?" fragte sie auf deutsch. — "Er redet mir von seinem Lande, liebe Mutter", antwortete Closser.

— "Und er schlägt Dir vielleicht vor, dorthin zu gehen?" Herrmann bejahte es.

— "Denke daran, sagte die Frau lebhaft, daß hier deine Freunde wohnen."

— "Ich werde es nicht vergessen", erwiderte Herrmann.

— "Wohlan?" fragte der Fremde, der umsonst versucht hatte zu verstehen.

— „Ich werde meine Mutter nicht verlassen“, erwiderte Cloffer ernst.

Und da der Fremde darauf drängen wollte, versezte er barsch und kalt: „Mein Entschluß ist gefaßt, nichts kann mich davon abgehen machen.“ Der Franzose zuckte mit den Achseln.

— „Wie Sie wollen, Meister, sagte er; allein Sie verscherzen Ihr Glück. Jedenfalls habe ich in Badenweiler Damen zurückgelassen, die mich vor Müdigkeit hierher nicht begleiten konnten, und die Ihnen Alles abkaufen werden, was Sie vorrätzig haben, wollen Sie es ihnen nicht selbst bringen? Wir können zur Mittagsstunde noch ankommen.“

Nach einigen Bedenkllichkeiten willigte Cloffer ein.

Es war schon spät als er wieder zurückkam, die Fremden hatten ihn zum Mittagessen eingeladen. Seine Mutter wollte ihm einige Fragen vorlegen, er aber antwortete kurz darauf und mit zurückgehaltener Ungeduld.

Den andern Morgen sezte er sich traurig an seine Arbeit und redete den ganzen Tag nicht. Es war leicht zu begreifen, daß seine Seele die Heiterkeit nicht mehr besaß, die sich ehemals in Erzählungen ausgoß. Dorothea hoffte, daß diese Traurigkeit nur vorübergehend sein werde und bot Alles auf um dieselbe zu vertreiben.

Eine große Revolution war im Bildhauer vorgegangen. So lange er nur seine Freunde und Nachbarn gesehen hatte, hatte er gelebt wie sie, ohne Ehrgeiz, zufrieden mit den einfachen Vergnügen, die ihm bekannt waren, und suchte nichts weiter. Der Besuch und das Zureden des Fremden hatten ihn umgewandelt. Zuerst hatte er dessen Vorstellungen wie Feenmärchen angehört, welche seine Kindheit bezauberten; allein die im Gasthof gesehenen Damen bekräftigten diese Vorstellungen. Eine derselben war noch weiter gegangen, sie hatte sich als Beispiel angeboten. Einige Jahre früher arm wie Herrmann, verdankte sie dem Gesang den Reichthum, dessen sie genoß, und diese Wohlhabenheit hatte den jungen Künstler verblendet.

Der Gedanke, daß er seinerseits das Nämliche erringen könnte, gab ihm den Schwindel. Umsonst flüsterete ihm sein kluger Instinkt ein, sich von diesen trügerischen Verlockungen

nicht verleiten zu lassen, alle bösen Leidenschaften, welche lange geschlummert hatten, erwachten in ihm und saugen ihm alle zusammen vor: „Du wirst reich, berühmt werden!“ und Herrmann war auf dem Punkte diesen bedeutenden Versprechungen nachzugeben.

Was ihn vormalig ergötzte, ward ihm jetzt gleichgültig: die Vorstellung von Paris stellte sich zwischen ihn und alles andere, es war gleichsam ein unheilvoller Schatten, der ihm jede Freude verkümmerte. Er arbeitete nur noch mit Zerstretheit, fing Tausenderlei an, machte nichts fertig und Alles ekelte ihn an.

Diese neuen Grübeleien machten einen schlimmen Einfluß auf seine Gesundheit; ein langsames Fieber fing an ihn aufzuzehren.

Bis dahin hatte seine Mutter stillschweigend zugehört, allein da sie ihn in diese Niedergeschlagenheit verfallen sah, die gefährlicher ist als die Verzweiflung, ward ihr Alles klar.

— „Gott vergebe diesen Fremden was sie gemacht, sagte sie zu Herrmann, sie sind hierher gekommen wie die Schlange in das irdische Paradies, Dich zu bereben, von der Frucht des Baumes der Wissenschaft zu verkosten. Das Unglück ist gemacht, mein Sohn, und Du kannst nicht mehr länger hier bleiben. Gehe also fort, weil wir Dich nicht mehr glücklich machen können.“

Cloffer wollte Einwendungen machen, allein seine Mutter hatte nur nach dem in ihrem Herzen vollbrachten Opfer geredet. Sie hob alle Schwierigkeiten mit dieser scharfsinnigen Leichtigkeit, die der Himmel nur den Müttern gibt, und mit dieser Selbstverleugnung, die nur die Frauen zeigen, ohne sie uns mittheilen zu können. Die Reisevorkahrungen waren in einigen Tagen fertig. Dorothea reinigte selbst das Weißzeug Herrmann's, sie besorgte Alles so genau, daß er lange ihre Abwesenheit nicht fühlen sollte. Sie gab ihm den besten Theil seiner Ersparnisse und empfahl ihm nicht zu sparen, sondern sich nichts fehlen zu lassen.

— „Was ich hier behalte, gehört Dir wie das Uebrige, sezte sie bei. Mögest Du allerglücklich werden, dies ist mein heißester Wunsch.“

Herrmann zeigte sich sehr erkenntlich für diese Sorgfalt, allein die Freude, die er äußerte, lag schwer auf ihrem Herzen. Seitdem

seine Reise nach Paris beschlossen war, hatte sich seine Gesundheit wieder hergestellt: er redete lauter, sang unaufhörlich und arbeitete ernsthaft. Er wollte nicht mit leeren Händen in der großen Stadt ankommen, er setzte alle seine Kunst daran eine Kindergruppe zu verfertigen, die er als Probe seines Talentes aufstellen wollte. Endlich kam der Tag der Abreise. Der Abschied war herzzerreißend. Herrmann stellte zwei Mal seinen Reisestock in eine Ecke und erklärte, daß er nicht abreisen werde, allein seine Mutter überwältigte ihren eigenen Schmerz um ihm Muth einzuflößen.

Die neuen Gegenstände, die ihm auf seiner Reise vorliefen, machten eine Aenderung in seinen Erinnerungen. Je mehr er sich von der Heimath entfernte, desto mehr stieg seine Neugierde. Zu Fuß, den Wanderstab in der Hand, das Felleisen auf dem Rücken, beschleunigte er immer mehr seinen Marsch und frug jeden Abend wie weit er noch von Paris sei. Der Weg schien ihm endlos; er fühlte weder Müdigkeit, noch lange Weile in seiner Sehnsucht; er ließ sich von nichts aufhalten und unterhielt sich still mit seinen Hoffnungen. Fuhr eine Kutsche mit einem feurigen Pferde vorüber, so sagte er für sich: „Ich auch werde bald so reisen.“ Fiel sein Blick auf ein schönes Landgut, so murmelte er: „Noch ein wenig Geduld und ich werde ein gleiches besitzen.“ Und so schritt er freudig voran und nahm in seiner Einbildung Besitz von allem was seine Blicke schmeichelte oder seine Wünsche begehrten.

Nach einem zwanzigtägigen Marsche sah er endlich eine weißliche und bunte Masse, welche seinen Gesichtskreis verspernte, und über welcher ein Dampfdach schwebte, es war Paris. Der Fremde hatte ihm seine Adresse gegeben, als er sich von ihm in Badenweiler trennte, und ihm anbefohlen, dieselbe ohne Scheu zu benutzen, wenn er je nach Paris käme. Der junge Bildhauer war kaum angekommen, als er sich eilends in die Straße Sankt-Lazar begab, wo Hr. von Riol wohnte.

Bei Cloffer's Erscheinung stieß dieser einen Erstaunungssehrei aus.

— „Sie hier, Meister? rief er aus; sind denn die Berge in Ihrem Thale zusammengestürzt? Haben die schwarzwälder Kohlen-

brenner Ihre Hütte niedergebrannt? oder sind Sie auf der Flucht wegen Politik?“

— „Meine Geburtsstätte steht noch an ihrem Platze, erwiderte Herrmann lächelnd, und der Großherzog hat keinen treuern Unterthanen als mich.“

— „Sie sind also freiwillig in Paris?“

— „Ja.“

— „Und wer hat denn dieses Wunder wirken können?“ — „Ihre Worte, mein Herr.“

Der Pariser schaute erstaunt den jungen Deutschen an, der ihm dann Alles erzählte, was vorgefallen war.

— „Also, sagte von Riol, nachdem Herrmann ausgerebet hatte, also, lieber Meister, kommen Sie nach Paris um Ihr Glück zu machen?“

— „Ich komme um mich hier kennen zu machen.“

— „Das wollte ich sagen. Wir werden Ihnen dabei behilflich sein.“

— „Ich zähle in der That auf Ihre guten Rathschläge, auf Ihre Gönnerschaft.“

— „Sie thun wohl daran; vor Allem will ich Sie unsern berühmten Künstlern vorstellen.“ — „Sehr gern.“

— „Morgen werden mehrere bei mir zu Mittag essen. Kommen Sie auch und bringen Sie einige Ihrer Schnitzereien mit.“

— „Ich will wohl.“

— „Also auf morgen, allein etwas spät, denn wir essen zu Mittag, wenn man bei Ihnen zu Nacht speist.“

— „Morgen um sieben Uhr.“

— „Ganz gut.“

Sie drückten einander die Hand und trennten sich.

Herrmann brachte einen Theil des Tages zu mit Suchen einer Wohnung und Kost. Er besuchte alsdann die öffentlichen Gärten, wo er die Statuen bewunderte und mit Entzücken vor den Monumenten sich aufhielt.

Am folgenden Tage war er zur bestimmten Stunde bei Hrn. von Riol, bei welchem ein Duzend junger Leute waren, denen er ihn vorstellte.

Er hatte seine Kindergruppe mitgebracht, welche allgemein bewundert wurde: Ein Maler glaubte in diesem Werke etwas von Benvenuto und Goujon vereinigt zu finden; ein Bildhauer verglich Herrmann mit Domini-

quin, und ein Zeitungsschreiber drückte ihm die Hand und versprach, ihn am folgenden Tag in seinem Feuilleton als den Canova des Schwarzwaldes anzukündigen.

Man setzt sich dann zu Tische und die Gemälde waren fast ausschließlich der Gegenstand des Gesprächs; Herrmann war außerordentlich erstaunt über das was hierüber gesagt wurde. Die Gäste beklagten sich überhaupt über den Verfall der Kunst und den schlechten Geschmack des Publikums, welches sie nöthigt einen irrigen Weg zu befolgen. Wenn die Alten so groß waren, sie hingegen so klein, so muß man dies dem Zeitunterschied zuschreiben. Heute ist das Genie mißtaunt, die Kunstfähigkeit eine bedingte Unmöglichkeit. Und Alle wiederholten in melancholischem Ton, indem sie ihre Champagnergläser leerten: „Die Kunst verliert sich, die Kunst ist verloren!“

Schuld an diesem Verfall war die Civilisation, nach dem Einen, die konstitutionelle Regierung nach den Andern, die Zeitungen nach Einigen.

„Nur sich selbst werden sie nicht anklagen“, sagte der Feuilletonist halbblaut zu Herrmann; „übrigens bedenken sie nicht, daß der Geschmack des Publikums sich nach dem bildet, was man ihm vorlegt, und wenn dieser vollkommen ist, so müssen sie es sich zuschreiben, weil es an ihnen ist, denselben zu lenken. Sie glauben vielleicht, daß alle diese Großsprecher eifrige Anbeter der Kunst seien; bestimmt würde keiner ein Corregge sein, wenn er arbeiten und sterben sollte wie dieser berühmte Maler. Was die Kunst tödtet, ist, weil man nicht mehr für sie und mit ihr lebt, und so viel wir hier sind, haben wir mehr Eitelkeit als Enthusiasmus, und wir suchen nicht das Schöne, sondern das Nützliche.“

Nach dem Mittagmahl ging man in den Salon, wo Herrmann's Gruppe neuerdings untersucht und gelobt wurde, allein Alle bedauerten, daß der junge Bildhauer keinen andern Gegenstand gewählt hatte. Die Kinder seien nicht mehr Mode, von diesem Genre gab es zwei oder drei gekrönte Gegenstände, nach welchen aber dergleichen nicht mehr sich produzieren dürfen. Für den Augenblick genießen der größten Gunst die mittelalterlichen Gegenstände, und man rieth Herrmann eine Scene

aus den alten Balladen seines Landes vorzustellen.

— „Das setzt Sie in Erstaunen?“ versetzte der Journalist lächelnd. — „In der That, bis heute glaubte ich, daß der Werth eines Werkes von seiner Vollkommenheit abhängt.“

— „Das ist eine Idee des Schwarzwaldes, lieber Meister, hier sind wir weiter vorgeführt. Was dem Werke Werth gibt ist nicht sein Verdienst, sondern seine Gelegenheitlichkeit. Vor zehn Jahren machte ein Künstler sich berühmt indem er einen einem Käse ähnlichen kleinen Hut auf einen Felsen malte. Das Gemälde war lächerlich, entsprach aber der vorgefaßten Meinung des Tages, und mehr verlangte man nicht.“

— „Da muß man also nicht seine Kunst ergründen, sondern die Laune des Publikums.“

— „Wie Sie sagen, Meister. Die Maler, die Bildhauer, die Schriftsteller sind nur Neuigkeitskrämer: gefällt ihre Mode, nun, so ist ihr Glück gemacht, wenn nicht, so versuchen sie was Anders.“

— „Ah! so hatte ich die Sache nicht verstanden“, murmelte Herrmann, und erehrte entmüthigt in sein Logis zurück.

Hr. von Riol hielt jedoch sein Wort; er stellte den jungen Deutschen überall vor, er brachte ihn in Verkehr mit Sammlern und Verkäufern, die ihm bedeutende Bestellungen machten. Herrmann war nie so reich gewesen; allein diesen Reichthum bezahlte er mit seiner Freiheit. Man gab ihm die Gegenstände an, die er behandeln sollte, und schrieb ihm die Verfahrungsweise vor.

Dies war für ihn eine eben so schmerzliche als neue Art Dual. Bis dahin hatte er seine Einbildungsangaben befolgt, indem er mit dem Meißel seine augenblicklichen Eindrücke wiedergab, und, ohne es gewahr zu nehmen, schuf was er dachte, was er sah; er suchte in seinem Werke nichts als das Vergnügen, das genau auszudrücken was er in sich fühlte. Dem freien Vogel gleich, war er gewohnt überallhin zu fliegen, und jetzt ließ man ihm nur noch einen bestimmten und engen Wirkungskreis! Kein launenhafter Versuch, nichts Unerwartetes, nichts Unvorbereitetes, und folglich keine Freude mehr. Auf die Eingee-

bung kam die Aufgabe, und für's erste Mal erfuhr er, daß man einen Stiel an der Arbeit finden könne.

Als Cloffer eines Morgens mit dem Fertigmachen eines Standbildchens beschäftigt war, welches bestellt war, trat der Zeitungs-schreiber, den er vor einem Monat bei Hrn. von Riol gesehen hatte, in sein Zimmer.

Karl Duvert, so hieß der junge Schriftsteller, brachte ihm die „Revue“, in welcher der Artikel stand, den er ihm versprochen hatte.

— „Ich weiß nicht ob Sie damit zufrieden sein werden, sagte er, allein er hat Aufsehen gemacht.“ — „Ich bin begierig zu wissen, was Sie von einem armen Holzschnitzler, wie ich, werden haben sagen können“, erwiderte Herrmann indem er das Journal öffnete.

— „Ich hoffe, Sie recht herausgehoben zu haben“, bemerkte Duvert. — „Ich sehe nicht ein durch welches Mittel . . .“

— „Lesen Sie.“

Cloffer näherte sich dem Fenster und überlas den Artikel. Es war ein fantastisches Studium, in welchem, unter dem Vorwande des Künstlers Talent zu loben, man ein von merkwürdigen Gegenständen völliger Roman aus seinem Leben gemacht hatte. Dies alles war für Herrmann ebenso unbekannt als für das Publikum. Karl Duvert sah das Erstaunen des jungen Deutschen.

— „Ich war sicher davon, rief er lachend aus. Das ist eine Lebensbeschreibung, auf die Sie sich nicht erwarteten. Ich habe von Ihnen einen Helden nach Hoffmanns Art gemacht.“

— „In der That, sagte Herrmann, ich begreife nicht, warum . . .“

— „Warum, lieber Mann, wegen der Einfältigkeit des Publikums, das nur die Feenmärchen liebt. Ein Künstler, dessen Leben demjenigen der andern Menschen gleich, würde die Neugierde nicht reizen; man muß seine Geschichte erzählen können. Wenn ich noch anzufangen hätte, sehen Sie, ich würde mich für Caspar Hauser ausgeben, oder für einen Wilden von Orenoque, eher als für den Sohn meines Vaters. Erinnern Sie sich an Pagani-ni's Glück; nun, von der Menge, die ihm nach-lief, war kaum ein Drittel um ihn zu hören; die Uebrigen wollten nur den Mann sehen, dessen seltsame Abenteuer sie in den Feuille-

tons gelesen hatten, und dessen Genie, sagte man, er einem Bunde mit dem Teufel ver-dankte.“

— „So wäre also die erste Bedingung des Ruhmes eine Lüge?“ versetzte Herrmann er-staunt.

— „Nein, aber die Berühmtheit, Meister. Der Ruhm braucht dies alles nicht, er findet den ausgezeichneten Mann in der Verborg-enheit, ja sogar im Grabe. Einst wäre er durch den Schwarzwald gekommen, vielleicht mor-gen oder in hundert Jahren, und hätte Ihren Namen auf seine großen Tafeln geschrieben: hier aber handelt es sich um Erfolg und Ver-mögen. Wir behandeln die Kunst wie man die Geschäfte behandelt, und die erste Bedingung für jeden Geschäftsmann ist, ein Schild zu ha-ben, das den Käufer anzieht. Sie werden bald die Wirkung meines Artikels sehen.“

In diesem Augenblick trat der Thürhüter des Hotels ein und kündigte an, daß Hr. Lo-rieux den jungen Bildhauer zu sehen wünsche.

— „Lorieux! wiederholte Duvert, was sagte ich nicht? Er hat die Zeitung gelesen und kommt Ihnen eine Bestellung zu machen.“

— „Glauben Sie?“

— „Ich bin davon überzeugt. Allein geben Sie Acht, Meister, je theurer er bezahlen muß, je mehr wird er an Ihr Talent glauben.“

Der Kaufmann wurde eingeführt. Er kam wirklich um Herrmann ein Geschäft vorzuschla-gen; allein des Bildhauers armseliges Atelier schien ihm aufzufallen. Er betrachtete ziemlich gleichgültig die von Herrmann gezeigten Sta-tuetten. Duvert bemerkte es.

— „Es thut mir Leid, sagte er zu Herr-mann, daß Sie hier Alles ausstramen; das Licht ist falsch und man kann unmöglich über die Vollkommenheit der Arbeit urtheilen. Wenn der Herr Ihr Atelier besuchen wollte . . .“

— „Ah! der Meister hat ein Atelier“, ver-setzte der Kaufmann.

— „Es wird wirklich eingerichtet, deswe-gen sehen Sie ihn augenblicklich in diesem Loch. In einigen Tagen wird er das schönste Künstler-Atelier von Paris innehaben, eine rechte italienische Gallerie, welche Aussicht auf einen Garten hat; dreitausend Franken Zins! Nun, unsere Künstler leben heutzutage wie große Herren.“

— „Und wir sind ihre Bantier“, sagte der Kaufmann im Lachen.

— „Besser gesagt, ihre Darleiher... Durch den Verkauf ihrer Werke bereichern sie sich. Aber entschuldigen Sie, Sie wissen, Meister, daß man uns erwartet; schließen Sie mit dem Herrn schnell ab, ich bitte Sie.“

Alles dies ward in einem so geläufigen und sichern Ton gesagt, daß Cloffer ganz davon betäubt war. Der Kaufmann, der durch diese Eröffnungen ganz anders gestimmt wurde, machte Herrmann Vorschläge, welche dieser annahm, wonach ersterer mit allen Höflichkeitsbezeugungen sich verabschiedete.

Kaam war er verschwunden als sich Duvert auf einen Lehnstuhl niederließ und in Lachen ausbrach.

— „Um Gottes willen, was will dieser Scherz heißen, und was haben Sie ihm gesagt?“ fragte Cloffer.

— „Das ist kein Scherz, erwiderte der Journalist, und wenn Sie auch das Atelier noch nicht besitzen, wovon ich ihm gesprochen, so müssen Sie es nächstens haben.“

— „Wie so?“

— „Haben Sie denn den Eindruck nicht in Acht genommen, den Ihr einfaches Zimmer auf diesen echten Speculanten gemacht? Da er Sie so ärmlich installirt sah, war es daran, Ihnen keinen Auftrag zu geben.“

— „Was liegt aber an meinem Zimmer, hat er doch meine Arbeit gesehen!“

— „Lieber Gott, Meister, Sie sind aber auch zu unerfahren. Begreifen Sie denn nicht, daß Einer einen ausgebildeten Geschmack haben muß, als dieser Mensch, um Ihre Werke abzuschätzen? Was liegt übrigens Hrn. Lorieux der Werth an? Was er sucht, ist einen in großem Ruf stehenden Bildhauer, dessen Produkte er theuer verkaufen kann; der Reichthum des Künstlers ist der beste Beweis für den Erfolg. Sie vergessen allzeit, Herrmann, daß Sie nicht mehr im Schwarzwald sind, und nach Müße arbeiten, sondern in Paris, wo Sie für den Geschmack Anderer arbeiten.“

— „Ach! Sie haben Recht“, sagte Cloffer schluchzend.

— „Das ist eine neue Schule, versetzte Duvert. Sie können auch nicht abgeschlossen fortleben; man muß Sie in Gesellschaft sehen.

Das Erscheinen in einer Soiree wird Ihrem Namen mehr nützen als ein Meisterstück.“

— „Es ist also nicht genug, daß ich meine Eingebungen aufgegeben habe, ich muß auch noch auf meine Lebensweise verzichten.“

— „Man muß sich emporschwingen, versetzte Duvert, darin besteht Alles. Von jetzt an sollen Sie nur einen Gedanken, einen Zweck verfolgen, nämlich von Ihnen reden zu machen.“

Cloffer ließ sich angelegen sein, Duverts Rath zu befolgen, und sah dessen Richtigkeit bald ein. In einigen Monaten war sein Künstlerhuhm über alle Hoffnung gestiegen, und damit der Preis seiner Werke.

Duverts Artikel war als biographische Notiz aufgenommen worden, überall wiederholte man des jungen Deutschen Name, gewürzt mit den romantischen Zufällen seines Lebens; man zeigte ihn von weitem in den ersten Theatervorstellungen; man gab Details über seine Meinung und seine Gewohnheiten.

Herrmann ließ sich von dem wohlthunenden Modestrom fortreißen, welcher ihn berühmt machte, ohne daß er sich zu bemühen brauchte. Alle Hochmuths-Instinkte, welche bis da in seiner Seele geschlummert hatten, erwachten allmählig. Man machte so viel aus seinem Genie, daß er endlich selbst daran glaubte und die allgemeine Bewunderung als eine wohlverdiente Huldigung entgegennahm.

Unglücklicherweise stachelte sein Emporkommen, wie immer, eifersüchtige Mißgönnner auf; nachdem er bisher nur das Schmeichelhafte des Gelingens genossen, mußte er bald dessen Bitterkeit verkosten.

Eine feindselige Gegnerin der Zeitung an welcher Duvert mitarbeitete, fing den Angriff durch eine Beurtheilung Herrmann's Werke an. Den meisten derjenigen, welche er seit seinem Aufenthalte in Paris gefertigt hatte, fehlte die natürliche Anmuth, welche seinen ersteren ihren Werth verschafft hatte. In seiner Vorstellung gehemmt, der Nothwendigkeit des Gewinns nachgebend, durch die Anforderungen des Publikums zerstreut, hatte er schnell und ohne Feuer gearbeitet. Man machte ihm einen geheuchelten Vorwurf darüber; man führte, einen nach dem andern, die Fehler dieser unreifen Produkte vor, indem man die-

selben als Habsüchtserzeugnisse brandmarkte.

Diese Anschuldigungen trafen Herrmann in's Herz; seine Feinde erfuhren es und erneuerten dieselben jeden Monat, jede Woche, jeden Tag. Bald konnte der junge Bildhauer keine Zeitung mehr lesen, ohne seinen Namen mit den heißendsten Epigrammen verschmäht zu sehen. Man schrieb ihm Reden und lächerliche Handlungen zu, man gab seine Person als Carrikatur dem öffentlichen Gespötte preis.

Herrmann, den eine einzige Verfolgung außer Fassung brachte, wollte sich rächen. Duvert bemerkte ihm ruhig, daß dies zum Gelingen gehöre. Wie konnte er sich wundern, daß seine Feinde die nemlichen Mittel anwendeten, um ihn in's Lächerliche zu ziehen, durch welche seine Freunde ihn berühmt gemacht hatten. Das war eine unvermeidliche Folge des Ruhmes; allein Herrmann war zu wenig an diese Sitten gewöhnt, welche eines Künstlers Werk und Person der unbarmherzigen Kritik überliefern, um einen solchen Trost zu verkosten. Uebrigens fand er im Grunde der Spottereien, mit denen man ihn überhäufte, einen übertriebenen, jedoch gerechten Vorwurf. Die Eifersucht hatte seine Feinde scharfsichtig gemacht, und sie schlugen auf den kranken Punkt seines Herzens.

Glosser wehrte sich vergebens einige Zeit gegen diese allseitigen Angriffe; vergebens suchte er die Verfolgung zu vergessen, der er ausgesetzt war; diese einfache an die Ruhe der Verborgenheit gewöhnte Seele war zu tief erschüttert; er verfiel in eine düstere Traurigkeit, welche eine Krankheit herbeiführte, der er beinahe unterlegen wäre. Es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit der Aerzte und einer monatlangen Genesung um ihn herzustellen. Von Nioi brachte ihn zum Entschlusse, nach Italien zu reisen, wo er sich gänzlich erholte.

Nach seiner Rückkehr war er wieder kräftig geworden, und sein langes gezwungenes Nichtsthun hatte in ihm ein heißes Verlangen nach Arbeit erweckt. Da er aber bei den Kaufleuten sich vorstellte, erkannten sie ihn kaum. Es war von Florenz ein Modelierer von gebrannter Erde eingetroffen und dieser hatte nun den Zulauf.

Herrmann ging zu Duvert, dem er diese Ver-

änderung erzählte. Der Journalist zuckte die Achseln. — „Was wollen Sie, Meister, sagte dieser, der Erfolg ist wie das Glück, man muß es bei den Haaren fassen. Eine Abwesenheit von sechs Monaten ist hinreichend, um Einen vergessen zu machen; Sie hatten Unrecht fortzugehen.“ — „Meine Gesundheit forderte es.“

— „Ein Mann, dem Alles zuläuft, hat das Recht nicht krank zu sein: unsere Gesellschaft ist ein Durcheinander, und wer aus den Reihen geht, sollte es auch nur eine Stunde sein, verliert seinen Platz.“

— „Kann ich aber meinen Rang nicht wieder erringen?“ Duvert schüttelte den Kopf.

— „Ihre Person und ihr Name sind bekannt, ihr Talent hat seine Neuigkeit verloren. Künftig können Sie nicht mehr auf das Interesse des Publikums zählen, welches die Bewunderung erzeugt; man spricht schon von Ihnen wie von einem Verstorbenen.“

— „Das ist aber schrecklich! schrie Herrmann. Wie! ein Jahr reicht hin um mir zu nehmen...“ — „Was Sie in einem Jahre errungen hatten, setzte Duvert hinzu. Warum sich wundern? Der Zulauf verläuft sich, wie er gekommen ist.“

— „Was soll aber aus mir werden?“

— „Denken Sie nach, lieber Meister. Sie können Maler, Dichter oder Schauspieler werden; dies ist eine Veränderung, durch welche Sie vielleicht wieder in Ruf kommen.“

Herrmann verließ den Journalisten ohne zu antworten. Er konnte noch nicht glauben, daß dieser nicht übertrieben habe. Allein er sah bald ein, daß dieser die reine Wahrheit gesagt hatte.

Nachdem er an die Betäubung des Triumphs gewöhnt war, mußte er sich wieder allen beschwerlichen Ansuchungen eines Anfängers unterwerfen, sich alle Abschlüge gefallen lassen, die ihm unerträglich waren, und mit dem Schmerze und der Schande des Vergessenseins sich begnügen.

Diese Prüfungen überstiegen Herrmann's Kräfte. Er kämpfte einige Zeit, allein nach einer empfindlicheren Abweisung als alle frühern, ging er in sein Atelier, ließ einen Handelsmann kommen, verkaufte Alles, bezahlte was er schuldig war, ergriff seinen Schwanzhorn, der über seiner Thür hing, und mur-

melte: „Genug Demüthigungen; kehren wir in den Wald zurück.“

Er ging aus Paris durch das nemliche Thor, durch welches er vier Jahre früher eingezogen war; allein alle Hoffnungen, welche er damals hatte, waren verschwunden: glücklich, jung und stark angekommen, ging er hoffnungslos, alt und tödtlich verwundet fort!

Der Weg wurde Herrmann sauer. Durch das Pariserleben entwöhnt, hatte er die Gewohnheit verloren lange in der Sonnenhitze zu gehen; er fühlte nicht mehr in seinem Innern die fräftige Freude, sich unter freiem Himmel zu ergötzen, und mehrmals mußte er sich setzen um auszuruhen. Er benutzte einen dieser Ruhepunkte, um seine Mutter von seiner Rückkehr zu benachrichtigen.

Man kann sich leicht Dorothea's Glück vorstellen als sie diese Nachricht erhielt, allein ihre Freude ward bald gemäßigt beim Anblick der Veränderung ihres Sohnes. Sie begriff leicht bei seiner Blässe und der melancholischen Zerstreuung seiner Blicke, daß sein Vorhaben mißlungen, und daß seine Rückkunft eher der Verzweiflung als der Mutterliebe zuzuschreiben sei. Sie stellte keine Frage an ihn. Als er sich in ihre Arme warf, hatte er ihr gesagt:

„Hier bin ich, liebe Mutter, ich werde mich nicht mehr von Dir trennen!“

Schon gut; sie bot Alles auf, um ihrem Sohne in ihrer Gesellschaft die verlorene Heiterkeit wieder zu verschaffen. Mit der gewandten Frauen- und Muttergeschicklichkeit umgab sie Herrmann mit allem was ihm ehemals lieb war; sie ließ ihm ein besonderes Zimmer im Hause tapeziren, lud seine alten Freunde auf Besuch ein, und erhielt, daß die Nachbarmädchen den Abend bei ihm zubrachten. So wurden alle Tage Feiertage bei Dorothea, allein Herrmann bemerkte es nicht! Was war in der That alles dies im Vergleich mit dem, was er durchlebt hatte? Er hörte immer den rauschenden Tumult, in dessen Mitte sein Name ehemals ertönte; er verglich seine jetzige Niedrigkeit mit dem Prunk, der ihn einen Augenblick umgab. Diese Seele hatte mit der Einfalt ihre Ruhe verloren, und von den falschen Freuden der Welt enttäuscht, konnte er sich an die natürlichen Familiengenüsse nicht mehr gewöhnen.

Dorothea sah bald ein, daß sie sich vergebens bemühte. Herrmann wurde von Tag zu Tag trauriger, leidender. Das Uebel nahm bald so zu, daß er nicht mehr ausgehen konnte. Die arme, vom Schrecken ergriffene Mutter lief zum Arzt.

Dieser untersuchte aufmerksam den jungen Menschen, befragte ihn, verordnete ihm Ruhe, Zerstreuung, und ging ab. Dorothea lief ihm nach. — „Sie sagen mir nichts, Hr. Arzt,“ stotterte sie, indem sie denselben bange betrachtete.

Er schien verlegen.

— „Die Wahrheit um's Himmels willen“, schrie die beängstigte Mutter.

— „Die Wahrheit?“ stammelte der Doktor.

— „Ich will sie wissen.“ — „Nun!... Ich will den Pfarrer davon benachrichtigen.“

Dorothea stieß einen Schrei aus und fiel auf die Kniee nieder.

Den folgenden Morgen kam der Pfarrer unter dem Vorwande einige Arbeit zu bestellen; allein der junge Mann lächelte traurig; er hatte die Fortschritte der Krankheit berechnet und wußte warum der Pfarrer kam. Er goß ihm sein Herz aus und erzählte ihm Alles was vorgekommen. Nachdem er die Pflichten seines Ministeriums erfüllt hatte, wollte er einige Tröstungen geben, allein Herrmann unterbrach ihn:

— „Mein Schmerz ist geheilt, lieber Herr, sagte er mit überzeugtem Tone. Dem Tode nahe hat sich mir die Wahrheit erhellet; was geschehen ist, war gerecht. Ich wollte den reinen Genuß der Kunst gegen die Vortheile des Glückes und die Eitelkeiten des Ruhmes austauschen; ich habe meine natürliche Neigung und mein ruhiges Glück einem eifersüchtigen Schwindel geopfert; früh oder spät mußte ich die Strafe meines Irthums erfahren. Möge sie nur Andern als Exempel dienen! Wenn je Einer veranlaßt würde durch nebelhaftes Versprechen unser friedliches Thal gegen große Städte zu vertauschen, so erzählen Sie ihm meine Geschichte, Hr. Pfarrer; sagen Sie ihm was der Ruhm kostet; wiederholen Sie ihm, daß er Herz und Geist nicht um des Gewinns willen, sondern aus Pflicht ausbilden soll, denn die Freude ist hienieden nur für die einfachen Seelen.“

Die beiden Auferstandenen.

(Mit einer Abbildung.)

Am Ende des Thales von Azeindaz gewahrt man die Bergsgipfel, welche den Canton Wallis vom Waadtlande trennen. Sie sind aus einer ungeheuern Masse übereinander gethürmter Felsen gebildet, von welcher beständig losgebrockelte Stücke in die Tiefe stürzen, deren Rollen man in den Bergen wiederhallen hört. Die Walliser, in der Ueberzeugung, daß diese in die Tiefe hinabrollende Felsstücke von unsichtbaren Geistern geschleudert werden, welche unaufhörlich miteinander im Kampfe sind, haben diese Berggipfel „Teufelchen“ genannt.

Im Jahre 1714 löste sich plötzlich eines Nachmittags im Monat Mai ein Stück von diesem riesigen Felsen los; man hörte im ganzen Thal den Donner dieses Sturzes; man sah den gegeneinander geschleuderten Ries lange Streifen von Funken sprühen und den Staub dieses eingestürzten Berges wie einen dichten Rauch durch die Luft wirbeln. Die benachbarten Dorfschaften liefen von allen Seiten herbei; als sie jedoch an Ort und Stelle kamen, waren die vierundfünfzig Hütten, in welchen die Heerden wohnten und die Hirten, die sie für die verschiedenen Dörfer auf die Berge trieben, unter den Trümmern der Felsen verschwunden.

Nicht alle jedoch unterlagen, denn von den fünfzehn Hirten, welche im Augenblick des Unglücks auf den Weiden oder in den Hütten zerstreut waren, hatte die Vorsehung zwei gerettet. In der größten Sennhütte beisammen sitzend, hatten sie das Geräusch des Erdsturzes gehört, sich zu Boden geworfen und waren von einigen starken Balken beschützt, unter dem Schutt begraben, ohne daß ihnen ein Schaden zugefügt worden.

Mehrere große Käse, die in einem Winkel der Hütte aufgeschichtet waren, und ein Bäcklein, das durch die Felsen rieselte, boten ihnen Nahrung, während sie an ihrer Befreiung arbeiteten.

Einer von ihnen war ein Walliser, ein einsacher Mann, aber vom besten Ruf, den man

gewöhnlich nur den guten Ludwig nannte; der Andere, Peter Joseph, der aus dem Waadt stammte, galt für einen Menschen, der mehr seinem Vergnügen nachhänge, als der Arbeit fröhne. Er hatte sich daran gewöhnt, wie er sagte, nach seinem Kopf zu leben, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. Wenn er Ludwig immer mit den Seinen beschäftigt und eines der Kinder seiner Schwester auf den Armen tragen, oder der Mutter eine Last abnehmen sah, so zuckte er mit den Achseln und fragte sich, wie ein Mensch sich so freiwillig zum Diener der Schwachen und Kleinen machen möge. Er dagegen wußte aus allen Menschen Nutzen zu ziehen, ohne irgend Jemand Etwas zu opfern; deßhalb nannte man ihn auch in der Mundart der Gebirgsbewohner Peter Nitu, das heißt, den klugen Peter.

Vom ersten Augenblick, da sie unter dem Schutt des Berges begraben worden, hatten sie angestrengt gearbeitet, um sich einen Durchgang zu öffnen; aber es war keine leichte Sache. Jede Höhlung in dieser Anhäufung von Schutt zog einen neuen Sturz hinter sich. Zwanzig Mal setzten sich die beiden Begrabenen verzweifelt vor ihrer verrichteten Arbeit nieder und riefen sich schmerzvoll zu, daß Alles umsonst sei; aber Ludwig faßte stets bald wieder Muth; geduldige Resignation trat bei ihm an die Stelle der Hoffnung. Nach einer kurzen Erschlaffung machte er sich immer wieder an die Arbeit, und sagte einfach:

„Hilf Dir selbst, und Gott wird Dir helfen.“

Diese zwanzig Mal wiederholten Versuche gaben endlich die Ueberzeugung, daß die Sache ihnen gelingen müsse. Sie entschieden sich, nur langsam vorzugehen, und den Gang, den sie sich öffneten, stets durch Felsenstücke zu stützen zu suchen.

Tage und Wochen verflossen auf solche Weise; ein Lichtstrahl, der sich durch die Ritzen des Einsturzes stahl, ließ sie erkennen, wann die Sonne auf- und unterging.

Jedes Mal, so oft die Nacht wiederkehrte, legte Ludwig einen kleinen Kiesel in eine Ecke ihrer unterirdischen Wohnung. Er hatte bereits achtundachtzig niedergelegt und die Käse waren beinahe alle aufgezehrt; aber der

Gang machte solche Fortschritte, daß sie nach und nach den Tag sahen. Noch einige Stunden angestrenzter Arbeit, und der lang gesuchte Ausgang öffnete sich von ihnen; sie stießen ein letztes Stück hinaus, und mit einem lauten Schrei sahen sie den blauen Himmel über sich.

Ludwig hatte die Hände gefaltet und die Augen voll Thränen; er dankte Gott aus der Fülle seines Herzens. Peter Joseph lief hin und her und tanzte und jubelte. Endlich, als sie sich von der ersten Freude etwas gefast, sahen sie sich um.

Der Bergsturz hatte den ganzen Ort, der sonst den Weiler der Hirten eingenommen, bedeckt, und sich bis zu dem benachbarten Grasboden erstreckt. Hütten, Thiere, Weiden, — Alles war unwiederbringlich verloren. Ludwig machte seinen Kameraden darauf aufmerksam.

„Was kümmert mich das?“ versetzte er; „ich stand im Dienste eines Herrn, und nichts von alle dem gehört mir. Aber Du, Ludwig, bist auf immer ruiniert.“

„Allerdings,“ sagte der Hirte mit einem Seufzer, „von Allem was ich besaß, hat mir Gott nichts als das Leben gelassen.“

„So stehen wir beide auf demselben Punkte, armer Mensch!“ sagte Peter Joseph, indem er mit Ludwig den Weg nach Aven einschlug, „all' deine Anstrengungen und Ersparnisse sind umsonst gewesen.“

Ludwig schwieg; er senkte den Kopf und schien nachdenklich.

„Verstehst Du jetzt, weshalb ich jeden Tag nütze, und mir nichts von meinem Vergnügen abziehen wollte, um mir Geld aufzuhäufen,“ fuhr der ländliche Epicuräer fort. „Nur das ist für uns wirklich und wahr, was wir genießen, mein armer Ludwig; man spart sich die Hälfte seines Laibes am Munde ab, und er wird schimmelig, oder die Beute der Vögel. Alles, was ich für mein Vergnügen verbraucht, hast Du den Teufelsfels aufgespart, die dein Erübrigtes aufgezehrt. Wä'r's nicht besser gewesen, Du hättest es selbst genossen?“

„Möglich!“ murmelte der Hirte etwas schwankend; „aber ich habe eine gute Familie, die mich nicht in Noth lassen wird; auch

bleibt mir immer noch mein kleines Haus in Aven und sein Garten. Sieh, Peter, wir können's schon sehen; nie hat mich sein Anblick so erquickt.“

„Die Thüre ist geschlossen,“ bemerkte Peter Joseph.

„Thut nichts,“ versetzte sein Kamerad; „ich hatte den Schlüssel bei mir, als der Berg über uns hereingestürzt, ich kann die Thür öffnen und Dich eintreten lassen; warte nur, und Du sollst sehen.“

Er hatte aus der Westentasche einen dicken Schlüssel gezogen; dessen er sich bedienen wollte; aber umsonst. Er ließ den Kopf hängen.

„Gott schütze mich! Das Schloß ist verändert,“ rief er.

„Und auch der Hausrath!“ bemerkte sein Kamerade, der durch die Fenster blickte. „Sieh' doch 'mal, da stehen zwei Betten und eine Wiege.“

„Ach, ich täusche mich nicht,“ versetzte Ludwig, „es ist das Mobiliar meiner Schwester.“

„Sie glaubte, sie werde erben,“ unterbrach ihn Peter Joseph und schlug die Hände zusammen. „Jesus Gott! wir hatten ganz vergessen, daß wir jetzt zwei wieder vom Tode Auferstandene sind.“

„Das ist wahr,“ versetzte Ludwig, und erblaßte.

Joseph brach in ein Gelächter aus.

„Bei meiner Taufe! Das ist wieder eine Lection,“ rief er. „Ich kann ungestraft auferstehen, denn ich habe weder Familie, die mein Tod bereicherte, noch Freunde, denen mein Leben unbequem sein könnte; aber Du, guter Ludwig, Du kommst zum Unglück aller Welt wieder. Dieses Haus, von dem man bereits Besitz ergriffen, muß Dir wieder gegeben werden; der große Franz und Margret, die sich quitt glaubten, müssen ihre Schulden bezahlen. Auf mein Wort, Leute deiner Art sind nicht sehr willkommen, wenn sie aus dem Grabe auferstehen; ihr Leben ist ein Unglück für Alle, die von ihrem Tode Nutzen gezogen.“

„Ach, das will ich nicht glauben,“ unterbrach ihn Ludwig; „meine Schwester hat sich gewiß nie über meinen Untergang gefreut!“

„Aber sie freute sich über dein Haus!“ warf Peter Joseph ironisch ein; „Beweis ist,



daß
Bel
ten
ge
Bre

Die
"M
un
fo
daß

eb
hat
lid
Se

lan
spr
jen
vo
ne
th
ge

no
je
w
ei
m
do
G
fi
b
g
h
i

ii
fi
e
f
S

daß sie das Schloß ändern ließ, um davon Besitz zu ergreifen. Und sieh mal den Garten! Man hat die beiden schönen Tannen umgehauen, die am andern Ende standen; die Bienenstöcke sind verkauft und die Blumenbretter weggenommen."

"In der That!" sagte Ludwig verdutzt.

"Du siehst wohl, daß man nicht mehr auf Dich zählt," versetzte Peter hohnlächelnd. "Armer Mensch! zeige Dich nur nicht zu unverhofft deiner Schwester; es könnte eine so freudige Revolution in ihr hervorbringen, daß sie vor Aerger krank würde."

Ludwig antwortete nicht; Alles, was er so eben gesehen, und Alles, was ihm Peter sagte, hatte sein Vertrauen erschüttert; ein schmerzlicher und schneidender Stachel saß ihm im Herzen.

"Ist es möglich?" versetzte er nach einer langen Pause, und als ob er mit sich selbst spräche; "sollte mich Henriette bereits vergessen haben? Warum ergriff sie sobald Besitz von meiner armen Wohnung, verwüstete meinen Garten und vernichtete Alles, was mir theuer war und woran sich liebe Erinnerungen knüpften?"

"Guter, unschuldiger Mensch, er fragt noch!" rief Peter: "Du weißt also nicht, daß je mehr man den Menschen vertraut, desto weniger man erwarten darf? Und wenn man ein Bißchen Grütze im Kopf hat, so opfert man sich Niemanden und lebt bei Lebzeiten, da die Leute nach unserm Tode nur unsere Erbschaft lieben. Aber ich täusche mich nicht," fügte er hinzu, und blieb vor einer blühenden Hecke stehen, "wir sind am Thore des großen Kirchhofs. Ich wette, wenn Alle, die hier ruhen, wie wir aus ihrem Grabe aufstünden, die Besten nicht glücklicher wären als Du..."

Bei diesen Worten erhob er den Kopf, um über die Hecke zu blicken, und sagte dann mit flüsternder Stimme:

"Bei meiner Seele, sie ist es, ich habe sie erkannt. Deine Schwester, lieber Ludwig, kniet auf einem Grabe."

"Mein Gott! sollte sie Jemand von ihrer Familie verloren haben?" rief der Hirte.

"Ich weiß nicht," versetzte Peter; "sie steht auf und spricht mit den Arbeitern, die einen

Stein behauen; geschwind, verstecke Dich in den Graben, dann kannst Du hören ohne gesehen zu werden."

Ludwig stieg in eine Art von Graben, der den Kirchhof umzog; und dort, von der Hecke verborgen, konnte er die Gruppe sehen, von der sein Kamerade gesprochen, und die Stimme seiner Schwester hören.

Diese, welche Trauerkleider trug, hielt ein Kind an der Hand und schien den Arbeitern verschiedene Winke zu geben. Ludwig verstand nach einem Augenblick, daß es sich um einen Grabstein handle, der ihm bestimmt war. Obgleich er seine Kiste nicht bedecken konnte, hatte man ihr erlaubt, in einer Ecke des Kirchhofs bei dem der Familie geweihten Grabe einen Stein zu errichten. Die junge Pächterin mahnte den Hauptarbeiter, nichts zu sparen.

"Man wird Alles bezahlen, was es auch kosten mag," sagte sie mit bewegter Stimme; "wir haben deshalb das große Haus vermietet, und ich wohne jetzt, wo der gute Ludwig so lange gewohnt. Obgleich dort wenig Platz ist, ist es mir doch, als ob ich in jedem Winkel eine Erinnerung an ihn fände. Und das wäre noch besser, wenn ich nicht Alles, was von Werth im Garten war, hätte verkaufen müssen; aber Gott sei gedankt, all' das zusammen setzte uns in den Stand, Seelenmessen für ihn lesen zu lassen, und wenn wir die letzte Furche Erde zum Pfand geben müßten, er sollte hier seinen Stein haben, wo die Kinder ihn finden könnten."

Sie beugte sich bei diesen Worten zu ihrer Kleinen hinab, die sie an der Hand hielt.

"Nicht wahr," sagte sie weinend zu ihr, "Du wirst das Grab des guten Ludwig nicht vergessen? Ach, warum hat Gott mir nicht das Glück gegönnt, an seiner Statt zu sterben!"

"Weil er uns noch zusammenleben lassen wollte," rief der Hirte zu Thränen geführt.

Und nach dem Eingang des Kirchhofs eilend, stürzte er sich in die offenen Arme seiner Schwester.

Man kann solche Scenen nicht zu schildern suchen. Nach der ersten Bestürzung brach die arme Frau in Thränen aus; sie konnte nicht an ihr Glück glauben. Sie berührte den wie-

der Auferstandenen mit beiden Händen, sprach mit ihm und umarmte ihn, ohne sich überzeugen zu können. Endlich, als ihr kein Zweifel mehr blieb, sank sie auf die Kniee.

In diesem Augenblicke begegnete Ludwigs Blick dem von Peter Joseph, der zu ihnen getreten war und sie betrachtete. Der Hirte hob seine Schwester auf und umarmte sie.

„Du siehst, Peter Joseph, daß Du Dich getäuscht,“ sagte er mit Anstrengung; „wenn man in Liebe und Hingebung gelebt, kann man getrost auferstehen; denn die, die man wiederfindet, lieben mehr unser Leben als unser Erbe.“

Eine Heiraths-Annonce.

(Mit einer großen Abbildung.)

Als ich noch als Redacteur einer politischen Zeitung thätig war, theilte ich im Jahre 1874 das Schicksal so mancher Collegen; ich wanderte in's Gefängniß, weil ich es nicht verstanden hatte, die gefährlichen Klippen der Gesezesparagrapheu vorsichtig genug zu umgehen. Eines Morgens stand ich an dem vergitterten Fensterchen meiner Zelle und versuchte mit den Augen möglichst großen Raum zu umspannen. Rechts erblickte ich einen Höhenrücken mit einem Kapellchen drauf; links schnitten mir die Mauern eines Nonnenklosters die Aussicht ab und vor mir erhob sich die düster-graue Fassade eines andern Flügels des Gefängnisses. Unter mir sah ich einen innern Hofraum, welcher den Gefangenen zur „Promenade“ diente.

Ich hatte mit verschiedenen Geistlichen, die über die Maigesetze gestolpert waren, freie Kost und Logis in dem Flügel für Untersuchungsgefangene erhalten; mit diesen Herren spazierte ich Nachmittags, falls die Witterung es erlaubte, eine halbe Stunde lang über den Hof, während die übrigen Gefangenen, die wegen gemeiner Verbrechen eingezogen waren, Morgens in die frische Luft geführt wurden. Auch jetzt schritten diese Leute hintereinander über den Hof; verschiedene trugen schon die graue Drillkleidung der Anstalt, während einzelne noch im Besitze ihrer Civilkleider waren. Unter letzteren gewahrte ich einen Mann, der noch ein Neuling in dieser Gesellschaft von Dieben, Mördern, Einbrechern und Unzüchtigen sein mußte, da ich ihn heute zum ersten Male erblickte, und dessen Erscheinung mich einigermaßen überraschte. Er

war elegant gekleidet, so elegant und feierlich, als sei er direct von einem Hochzeitschmause hierher transportirt worden. Sein Gesicht war fein geschnitten, etwas bleich, die Züge del, sogar schön zu nennen, und als der Mann einmal den Kopf in die Höhe richtete, um die Umgebung zu betrachten, sah ich ein Paar hellblaue Augen, die auf mich einen eigenartig sympathischen Eindruck machten.

Dieser Mann hier! dachte ich; entweder ist er ein seltener Vogel, ein geriebener Gauner oder unschuldig verhaftet. Dem Rathge war der Stempel des Verbrechens nicht aufgedrückt.

Die Thür meiner Zelle ward geöffnet, und einer der Aufseher, der mir häufig Gesellschaft leistete, trat ein. „Wer ist dieser Mann in dem schwarzen Anzuge?“ fragte ich den Gefängnißwärter, „der paßte eher auf einen Casinoball als hierher.“

Der Aufseher lächelte und erzählte mir eine Geschichte, die ich nachstehend folgen lassen will. Für die Wahrheit derselben bürgen die Acten des Zuchtpolizeigerichtes in T. . . .

In dem weinumrankten Gartenhäuschen des Gutsbesizers Werber saßen zwei junge Mädchen, lachend und plaudernd; die eine war mit einer feinen Stickerei beschäftigt, während die andere einen Kranz aus Blumen wand. In den Gebüschen des Gartens sangen Finken und Rothkehlchen ihre süßen Lieder, und eine einsame Nachtigall schmetterte ihre schmelzenden Triller in die Abendstille hinaus.

„Wie ist es so herrlich hier in Gottes schöner Natur!“ sagte die Stickerin, indem ihr Bewunderungsblick das ganze Panorama umspannte. „Und so langweilig!“ ergänzte ihre Gefährtin, den eben vollendeten Blumenkranz coquett auf's lockige Haar legend. Sie trat etwas zurück in den Eingang der Laube, so daß die Weinranken ihre Gestalt wie mit einem natürlichen Rahmen einfaßten. Ihre dunklen Augen blitzten und aus dem Grübchen im Kinn lachte der Schelm.

„Der Kranz kleidet Dich allerliebste, Klara,“ sagte die andere Dame, mit neidloser Bewunderung ihre Freundin betrachtend, „als Braut könntest Du nicht schöner vor mir stehen.“

„Als Braut!“ seufzte Klara. . . .

Sie zählte zweiundzwanzig Jahre und war eine Waise. Ihre Eltern hatte sie früh verloren und ihre Kindheit und Jugend in dem Hause ihres Onkels und Vormunds, des Gutsbesizers Werber, verlebt. Klara hatte einen heitern, frohen, etwas leichten Sinn und ein weiches Gemüth; sie lebte wie die Schmetterlinge, sorglos von Blume zu Blume flatternd;

in ihrer Gegenwart fühlte sich Jeder leichter; man lachte über ihre drolligen Einfälle und Scherze und verzieh gern die tollen Streiche, die manchmal ihr Muthwillen ausgebrütet.

Aber Klara war nicht nur schön und von heiterm Temperamente, sie verfügte auch über ein nicht unbedeutendes Vermögen, sie galt als „sehr gute Partie“, — aber trotzdem blieb ihr liebewarmes Herz bis jetzt verschlossen, und Klara hätte so gern ein „Geheimniß“ gehabt!

Sie theilte das Schicksal der meisten jungen Mädchen der Stadt Z..., die trotz aller Anmuth, Schönheit und Reichthums wenig Aussicht hatten, den Namen Fräulein mit Frau zu vertauschen, da die jungen Männer meist in die Fremde gingen und sich dort ihre Frauen suchten.

So zog Jahr um Jahr dahin, und die jungen Damen, angewiesen auf die engen Grenzen, die Natur und Sitte um sie gezogen, lebten in monotoner Einförmigkeit dahin, warteten und harreten, „ob er wohl kommen würde,“ sangen in Concerten, putzten und schmückten sich und wurden alt, ohne in den Hasen der Ruhe — sie meinten damit den Ehestand — einzulaufen.

Eine junge Dame in einer Großstadt mit ihren tausendfältigen Anknüpfungs- und Vermittlungspunkten hat keine Ahnung von der Seelenpein ihrer Schwestern in kleinen Städten und begreift nicht, wie ein Mädchen gegen seinen Willen „sitzen bleiben kann.“

Diese Aussicht war auch für Klara und ihr Bäschen Laura, Werbers Tochter, denn beide hatten das zwanzigste Lebensjahr überschritten und waren noch nie in die Verlegenheit gekommen, Ja oder Nein sagen zu müssen.

Laura theilte die Wünsche Klara's, nur war sie von Natur ruhiger, bedächtiger; sie zählte ein Jahr weniger wie ihr Bäschen, war aber ernstler in ihrem ganzen Wesen und gesetzter in körperlicher Hinsicht. Klara konnte gegen Laura für eine Achtehnjährige gelten, und wer sie lachen und scherzen hörte, wer ihre tollen Streiche sah, hätte sie gewiß nicht für die ältere der beiden Mädchen gehalten.

Klara ließ sich an Laura's Seite nieder und nahm das Lokalblatt zur Hand, das auf einem Tische lag. Während ihr Auge die Annoncen überflog, sprang sie plötzlich auf und rief lachend: „Laura, ich werde ein Heirathsgesuch in eine Zeitung einrücken lassen!“

Laura lächelte und sticte weiter; sie nahm die Worte für einen jener tollen Scherze, deren oft hundert über Klara's Lippen sprudelten.

„In der That, ich will es einmal versuchen,“ flauderte diese weiter, „des Scherzes halber;

warum auch nicht? Es amüßirt mich. Natürlich in einer entfernten, großen Zeitung.“

„Aber, Klara, sprichst Du im Ernste?“
„Durchaus nicht; es ist nur Scherz, aber warum soll ich mir ihn nicht erlauben dürfen?“

„Mit einer ernstern Sache soll man nie scherzen! Es eckelt mich jedesmal an, wenn ich in Zeitungen lese, wie Leute sich förmlich anbieten und verschachern. Das Edelste, was es gibt, sinkt zum Geschäfte, zum trockensten Handel herab; das Geld ist die Hauptsache und die Frau wird als nothwendiger Ballast mit in den Kauf genommen. Pfui! Von Zuneigung ist keine Rede; Personen, die sich nie gesehen, die der Zufall durch ein Zeitungsblatt zusammenführt, reichen sich die Hände, um einen Bund für's Leben zu schließen, der —“

Klara lachte hell auf. „So weit sind wir ja noch nicht,“ sagte sie; „zudem weiß ich Alles, was Du sagen willst Du hast meisterhaft gesprochen,“ setzte Klara hinzu, „beinahe so schön wie ein Professor, nur nicht so logisch. Ist denn der Zufall, dem eine Zeitung die Brücke baut, mehr Zufall als derjenige, welcher das elterliche Haus eines jungen Mannes neben das meinige stellte? Denke Dir, nebenan wohne ein ehrsamere Bürger, der einen braven Sohn habe; mit diesem Sohne habe ich als Kind gespielt, als Mädchen getanzt, und schließlich verlieben wir uns. Das findet die ganze Welt natürlich, schön und gut. Ist es aber vielleicht kein Zufall, daß der betreffende Sohn gerade hier wohnte und nicht in Buxtehude? Reicht das Geschick uns nicht die Hand, so reichen wir sie ihm; und das „Kennenlernen“ ist ja nicht durch den Umstand ausgeschlossen, daß ich diesen oder jenen Herrn nicht etwa im Casino oder auf einem Concerte kennen lernte. Freundschaft, ... nun ja, die kommt dann von selbst; die Gewohnheit, das Angewöhnen an Jemand ist Zuneigung; — und, beste Laura, wie viel Ehen aus Neigung werden denn eigentlich in den Schranken des conventionellen Herkommens geschlossen? Unter tausend ein! Alles ist Berechnung, Interesse; wenn heute ein junger Mann käme, der im Ganzen nicht übel wäre und um deine Hand anhielt, würdest Du Nein sagen, auch wenn er Dir bis jetzt fremd gewesen? Wir leben im Zeitalter des Fortschrittes, der Zeitungen und sträuben uns gegen eine Ehevermittlung durch die Zeitung, weil unsere Mütter und Großmütter diesen Weg nicht kannten.“

„Du sprichst wie ein Advokat,“ versetzte Laura, „aber einen großen Fehler übersehst

Du bei deiner Beweisführung: die Frau darf nicht handeln, sie muß abwarten; sie darf nicht selbst werben, sondern muß sich werben lassen! Ein Mädchen, das sich in den öffentlichen Blättern dem ersten besten Manne als Frau anbietet, wirft sich weg und tritt jene holde Scheu mit Füßen, die das Weib so sehr ziert, ihr höchster Schmuck ist."

"Den ersten Besten würde ich auch nicht nehmen, sondern prüfen und wägen. Aber behandeln wir die Sache doch nicht so ernst; es handelt sich ja nur um einen Scherz!"

Mit diesen Worten nahm sie ein Notizbuch aus der Tasche, riß ein Blatt heraus und schrieb folgende Anzeige nieder: "Ein junges, elternloses Mädchen, 22 Jahre alt, gebildet und wirtschaftlich erzogen, im Besitze eines disponiblen Vermögens von 30,000 Mark, sucht, da es ihr an jeder Bekanntschaft fehlt, auf diesem Wege einen Lebensgefährten. Reflectanten, die es ernst meinen, belieben binnen acht Tagen ihre Adresse unter Beifügung ihrer Photographie postlagernd Z. ... unter Chiffre C. L. 1000 einzufenden. Strengste Discretion ist Ehrensache."

"Nun, wie gefällt Dir diese Lockspeise, Laura?"

"Für einen Scherz ist sie ernst genug gehalten und an Bewerbern wird es ohne Zweifel nicht fehlen. Sie hat das vor ähnlichen Anzeigen voraus, daß sie in allen Theilen wahr ist und nicht an Uebertreibung leidet."

"Nun, wagen wir den Wurf; ich werde den Brief morgen an die ... Zeitung absenden. Aber wirst Du schweigen, Laura?"

"Wie das Grab!" Sie reichte Klara die Hand. "Billige ich den Scherz auch nicht ganz, — zum Verräther werde ich nicht an Dir!"

Klara drückte einen Kuß auf Laura's Lippen und hüpfte einigemal im Garten herum; dann blieb sie wieder im Eingang der Laube stehen, und betrachtete sinnend den vom Haupte genommenen Kranz... Der letzte Strahl der Sonne übergieß ihre Gestalt mit flammendem Purpur.

Acht Tage waren vergangen. Klopfenden Herzens und in größerer Erregung als der "Scherz" dieselbe berechnete, schritten Klara und Laura dem Postamte zu und fragten schüchtern den Schalterbeamten, ob ein C. L. 1000 gezeichneter Brief zur Stelle sei. Mit malitiosen Lächeln überreichte der Secretär vier Briefe den jungen Damen, welche dieselben erröthend entgegennahmen und sich schnell entfernten. Die Ungeduld bestieg ihre Schritte, und nie hatte Klara der Weg vom Postamte bis zu dem vor dem Thore der Stadt gelegenen Hause ihres

Onkels so weit gedäucht wie heute. "Vier Briefe," flüsterte sie, "aus München, Straßburg, Köln und Leipzig... Halte ich den Becher in der Hand, um den Würfel über meine Zukunft zu werfen?"

"Aber, Klara, es ist doch nur ein Scherz!"

"Richtig, das hätte ich beinahe vergessen." Die jungen Mädchen schlossen sich in Laura's Zimmer ein. "Deffne Du, Laura, und lies mir den Inhalt der Briefe vor."

"Gut, ich bin neugierig, wer von den vier Bewerbern am lusternsten auf deine 30,000 Mark ist."

"Pfiu! wie profaisch!"

"Nun, der Klara Vollig gelten die Schreiben doch nicht! Du bist einstweilen nur ein unbekanntes X."

Das erste Schreiben, offenbar von einer Dame herrührend, kanzelte die Abfasserin der Annonce in bitterer Weise ab und rieth ihr, die Würde des weiblichen Geschlechtes besser zu wahren. Das zweite enthielt die Photographie eines Alten und einen äußerst humoristischen Begleitbrief; dem Scherze war mit Scherz begegnet. Das dritte schien ernster gemeint; eine vier Seiten lange Epistel sprach von ewiger Liebe und Treue, von Harmonie der Seelen und einem behaglichen Familienleben; eine Photographie enthielt es aber nicht, auch sonst keinen vernünftigen Satz. Zum Schlusse hat der Schreiber, Ort und Zeit zu einem Stellbuchein anzugeben.

"Ein verrückter Schwärmer," lachte Laura, "wahrscheinlich ein Schauspieler oder Musikant," und Klara, deren Erwartungen bedeutend herabgestimmt waren, wickelte den Zipfel der Schürze um den Zeigefinger. Daß ihr Scherz einen so scherzhaften Ausgang nahm, ärgerte sie eigentlich, denn sie hatte in den letzten acht Tagen sich mit dem Gedanken, es könnte Jemand „anbeißen“, so vertraut gemacht und sich in die Möglichkeit des Gelingens so hineingelebt, daß die Enttäuschung sie im Grunde genommen unangenehm berührte.

"Jetzt Nummer Vier," sagte Laura und öffnete das Couvert. "Ah!" rief sie unwillkürlich, als sie einen Blick auf das Bild warf, das dem Schreiben entfiel, „welch' ein hübscher Mensch!"

Klara neigte sich an Laura's Schulter und die beiden Mädchen betrachteten schweigend die Photographie. Ja, das Original, das diesem Porträt gefessen, mußte „ein hübscher Mensch“ sein.

Klara griff mit einer gewissen Hast nach dem Schreiben; es lautete: „Geehrtes Fräulein!

Wie man mitunter aus Laune und doch nicht ohne Absicht eine Kugel auf ein Glücksrad wirft, so greife ich zur Feder, um Ihre Annonce zu beantworten. Mein Wunsch, eine Frau heimzuführen, ist ernst gemeint; ob wir beide den Wunsch in eine That umsetzen, wird davon abhängen, ob wir für einander passen. Ueber mein Aeußeres unterrichtet Sie das beigefügte Bild; das Weitere kann mündlich und Aug' in Aug' verhandelt werden, denn es widersirebt mir, die Feder zum Lobspreeher meiner selbst werden zu lassen. Sollten Sie auf mich reflectiren, so bitte ich um Angabe Ihrer werthen Adresse, und ich werde mir die Ehre geben, mich baldigst Ihnen persönlich vorzustellen. — Leipzig, den 30. Juni 1874.

Feodor Alexander Rosinsky.

„Das wird Ernst!“ sagte Laura betroffen, „der Brief gefällt mir nicht minder wie das Bild.“

Klara sagte nichts; sie betrachtete abwechselnd bald die Photographie, bald das Schreiben.

„Feodor Alexander Rosinsky, — ein schöner Name,“ fuhr Laura fort. „Der Brief ist kurz und bündig und läßt auf einen gebildeten Herrn schließen. Keine Liebesflöten, keine Ueberschwänglichkeiten, keine Sentimentalitäten, — das gefällt mir. «Ob wir für einander passen», ist sehr schön und vernünftig gesagt; er scheint also nicht ausschließlich auf das Geld zu speculiren; er hat Selbstgefühl und Selbstachtung, denn er sagt, ob wir für einander passen, nicht, ob ich Ihnen passe; er will also auch die Person prüfen. Aber wer ist er? Kein Wort über seine Lebensstellung, seine Familie, — nichts! Das soll Klara «mündlich» erfahren! . . . Aber, Klara, Du sprichst ja keine Silbel!“

Klara fuhr wie aus einem Traume auf; sie versuchte zu lächeln, allein es blieb beim Versuch; auf den sonst so heiteren Zügen lagerte ein Ernst, der mit ihrer ganzen Erscheinung contrastirte und der sich um so komischer ausnahm, je mehr Klara sich bemühte, ihn hinwegzulächeln. Der Inhalt des Schreibens hatte sie, ob schon derselbe die allerwesentlichsten Punkte nicht berührte und deren Erörterung der mündlichen Besprechung überließ, nicht unangenehm berührt. Das Aeußere des Mannes gefiel ihr; standen seine sonstigen Eigenschaften hiermit in Einklang, so war keine Ursache vorhanden, dem Scherz eine ernstere Bedeutung nicht beizulegen, und was sie selbst anbelangte, — ah, so glaubte sie der Prüfung schon mit Ruhe entgegenzusehen und sich Hr. Rosinsky präsentiren zu dürfen.

Konnte, durfte sie aber den weitem Schritt wagen und das Schreiben beantworten? Unterließ sie es, so blieb es beim Scherz und sie war für Feodor Alexander Rosinsky „das unbekannte X“; antwortete sie aber, — und die Nennung des Namens war nunmehr erforderlich — so reichte sie dem Fremden, von dessen Vergangenheit, Charakter und Lebensstellung sie absolut nichts wußte, die Hand und verpflichtete sich ihm gleichsam, — denn nicht er, sie hatte den ersten Schritt gethan.

„Er will hierher kommen,“ entgegnete sie plötzlich auf Laura's Frage, den Gedanken, die sie beschäftigten, Ausdruck gebend; „das darf nicht sein, die ganze Stadt würde davon reden; ich darf ihn hier nicht empfangen, bevor ich ihn kennen gelernt, und sollten wir dennoch nicht für einander passen, so wäre ich blamirt. Wozu räthest Du mir, Laura, soll ich antworten oder nicht?“

„Ich enthalte mich jedes Rathes, Klara, so bald die Sache einen ernsten Charakter annimmt. Sage ich: „schreibe nicht“ und Du stirbst als alte Jungfrau, so könnte mich der Vorwurf treffen, dein Glück verhindert zu haben; sage ich: „schreibe“, und die Folge bringt unangenehme Dinge, so bin ich die Wittschuldige. In solchen Sachen muß jeder selbst entscheiden. Du bist großjährig, Klara, und alt genug, um deine Handlungen beurtheilen zu können.“

„Aber, beste Laura, das klingt ja wie eine Moralpredigt. So gar tragisch wollen wir die Geschichte nicht nehmen, und Rosinsky wird nicht schlimmer sein, als die Männer es im Allgemeinen sind. Alle Erwägung des Für und Wider führt zu keinem Resultate, da wir den Mann nicht kennen; möge deshalb der Zufall, der den Scherz eingeleitet, auch jetzt entscheiden. Fällt Krone, so schreibe ich; fällt Kopf, so geschieht's nicht!“

Mit diesen Worten entnahm sie ihrem Geldbeutel ein Silberstück und ließ es in der Handfläche tanzen.

„Du bist unverbesserlich, Klara,“ warf Laura ein, „Du treibst ein tolles Spiel.“

„Ich habe A gesagt, ich sage B!“ Das Geldstück flog hoch in die Luft, rollte über den Boden — Krone lag oben.

„Ich schreibe also“, entschied Klara, während eine hohe Röthe ihre Wangen übergoß; „vielleicht ist die Krone ein gutes Omen.“

Laura schwieg.

„Am nächsten Samstag treten wir unsere Rheinreise an,“ sagte Klara nach einer Weile,

„es wird am besten sein, wenn ich die Zusammenkunft bei dieser Gelegenheit ermögliche; zugleich wird dein Papa ihn kennen lernen und werde ich mich dessen Gutdünken unterordnen. Bis dahin, Laura, halte reinen Mund und verrathe nichts. Willst Du mir das versprechen?“

Laura nickte und reichte dem Bäschen die Hand.

Am selben Tage ging folgende Antwort nach Leipzig ab: „Mein Herr! Ich bin nicht abgeneigt, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, um zu prüfen, ob dem durch die Zeitung angebahnten Schritte weitere Folge gegeben werden kann oder nicht. Hier jedoch darf ich Sie für's Erste nicht empfangen. Mit meinem Onkel, dem Gutsbesitzer Werber, und dessen Tochter werde ich Ende der Woche eine Rheinreise nach dem Siebengebirge, Ems und Wiesbaden antreten, und erwarte ich Sie, falls der Vorschlag Ihnen convenirt, auf dem Salondampfer, der am Montag, den 7. Juli Mittags 2 Uhr in Koblenz eintrifft. Wir werden mit diesem Schiffe von Remagen aus die Fahrt nach Biebrich machen, und werde ich in Koblenz Sie erwarten. Ich trage ein blaues Shawlnuch und einen grauen Reisehut. Da mein Onkel in die Sache nicht eingeweiht ist, empfehle ich Ihnen Vorsicht.“

Klara Vollig.“

* * *

Es war ein heißer Julitag. Stolz durchschnitt der große Salondampfer „Friede“ die blauen Fluthen des Rheines. Eine Stadt nach der andern, ein Dörfchen nach dem andern traten in den Gesichtskreis, sanft geschmiegt an das Bett des majestätischen Stromes. Ueberall Leben und Bewegung, rüstiges Schaffen und Singen in den Weinbergen, in den Steinbrüchen und auf den gesegneten Fluren. Jede Biegung des Stromes öffnete neue Fernsichten, ein neues Panorama.

Das hochgelegene, mit Zelttüchern überspannte Verdeck des Schiffes, war mit Reisenden dicht angefüllt; sie saßen an den eleganten Mahagonitischen, plaudernd, scherzend und trinkend; der behäbige Deutsche, innig und sinnig an den wechselnden Naturschönheiten sich erfreuend, der phlegmatische Engländer, mit dem rothen Bädeder jede Ruine, jeden Punkt an den Stromusfern verfolgend, der lebendige Franzose in lebhafter Unterhaltung, — alle waren gekommen zu schauen, zu bewundern und zu preisen den stolzen Rhein.

Au einem Tische auf dem hintern Theile des

Dampfers saßen Klara, Laura und dessen Vater. Der Gutsbesitzer Werber mochte einige fünfzig Jahre zählen; er war ein Mann von gutmüthigem Aussehen. Den Strohhut hatte er der Hitze wegen abgelegt, so daß die weiße Stirn und der nur mit dünnem, grauem Haar bedeckte Kopf sichtbar waren. „Du bist heute auffallend still und ernst,“ wandte sich der joviale Herr an Klara, „das ist doch ganz gegen deine Gewohnheit und paßt erst recht nicht in diese heiter lachende Gottesnatur.“

Klara schrak zusammen; sie fuhr mit der Hand über die Augen, deren Blick nachdenklich und unbeweglich auf der tanzenden Wasserfläche geruht, und lächelte gezwungen.

„Einst, lieber Onkel?“ wiederholte sie: „Du weißt, daß ich ein weiches Gemüth habe und für Naturschönheiten schwärme; da schlägt in Momenten, wie die gegenwärtigen sind, wo Auge und Herz genießen und der Geist die Ritterburgen des Mittelalters bevölkert, die heitere Laune leicht in sinnende Behemuth um.“

Klara erröthete über sich selbst; denn nicht mittelalterliche Ritter hatten sie in Behemuth versenkt, sondern jener unbekannte Ritter aus Leipzig, der binnen einer Stunde ihrem Lebensweg eine andere Gestalt geben sollte. Schon lag die alte Stadt Andernach mit ihren grauen Thürmen hinter ihnen und immer mehr näherte sich der Schnelldampfer dem Orte des Stellschneins.

Klara bemühte sich ihre immer steigende Erregung unter der Maske erheuchelter Gleichgiltigkeit zu verbergen; es war ihr nicht möglich, in diesen Augenblicken eine Unterhaltung über alltägliche Dinge zu führen, während ihr Geist nur mit der einen Frage beschäftigt war: Was wird daraus werden, was hast Du gethan! Sie hätte jetzt, wo der vielleicht entscheidende Moment nahte, umkehren und fliehen mögen, aber das ging nicht an; das Schiff hielt bis Koblenz nicht mehr, und was würde ihr Onkel zu einem sold' sonderbaren Betragen gesagt haben da eben sie darauf gedrängt hatte, mit diesem Schiffe rheinauf zu fahren, während Hr. Werber eine andere Reiseroute vorgeschlagen hatte! Dann schalt sie sich wieder, thöricht und furchtsam zu sein, und fragte sich: soll das Weib denn nie handeln können, — nur leiden dürfen? . . .

Auch Laura litt unter demselben Drucke, wie ihr Bäschen; sie war einsilbig und zerstreut, so daß ihr Vater sagte: „Ich weiß nicht, was den Mädchen heute fehlt.“

Klara erhob sich; die Thürme von Koblenz

und die Felsenfestung Ehrenbreitstein waren in Sicht.

„Ist jene Stadt Koblenz?“ fragte sie mit stockendem Athem einen Kellner.

„Ja, Fräulein, dort haben wir fünf Minuten Aufenthalt.“

Sie schritt auf und ab über das Verdeck, sprechen konnte und wollte sie jetzt nicht; sie mußte allein sein. Ihr Herz klopfte stürmisch, ein leises Zittern befiel ihre Glieder. Sollte sie den blauen Shawl und den grauen Hut ablegen, um sich nicht zu erkennen zu geben? Nein! Es wäre Unrecht gewesen, den Herrn von Leipzig nach Koblenz zu bestellen und dann feige zurückzutreten.

Laura trat an ihre Seite. „Ob er zur Stelle sein wird?“ fragte sie. „Soll ich bei Dir bleiben?“

„Ja, Laura, ich bitte drum! . . . Doch nein, es geht nicht; Papa würde uns vermissen, aufsuchen und dann wäre Alles verrathen. Er soll aber bald von der ganzen Sache unterrichtet werden; ich mag das Geheimniß nicht länger allein schleppen, ich habe schwer genug daran getragen. Der Scherz ist ernst genug geworden. Dane den Onkel thue ich nichts mehr.“

Ihr Athem war heiß, die Wangen glühten. Laura kehrte zu ihrem Vater zurück und Klara eilte an das entgegengesetzte Ende des Dampfers, der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Die Schiffsglocke läutete; in stolzem Bogen legte der „Friede“ an der Brücke an Viele Passagiere verließen das Schiff, andere bestiegen dasselbe, und bald darauf peitschten die Radschaulen wieder den glänzenden Nacken des Stromes. Es war Klara nicht möglich gewesen, unter den Ankommenden einen einzelnen Herrn zu entdecken, der mit dem Erwarteten Ähnlichkeit hatte; sie stand, mit den Blicken das sich vor ihr entfaltende prachtvolle Panorama umspannend . . . und sah nichts.

Plötzlich gewahrte sie, daß Jemand an ihre Seite trat; das Haupt umwendend erblickte sie einen Herrn, der mit den Worten: „Fräulein Klara Bollig?“ höflich den Hut lüftete.

Er war es, er mußte es sein! Sie verneigte sich, tief erröthend. Ja, er war es. Das Bild, das sie in den letzten Tagen so oft betrachtet, stand verkörpert vor ihr, und das Original übertraf noch die Photographie.

„Mein Name ist Rosinsky,“ sagte der Fremde mit einem verbindlichen Lächeln; „Sie sehen, mein Fräulein, daß ich Wort gehalten.“

Und die sonst so wortreiche, nie um eine Ant-

wort verlegene Klara war stumm; es war ihr als sei die Kehle zugeschnürt. War sie enttäuscht worden, waren ihre Hoffnungen betrogen? O nein, denn ein bildschöner, feiner Cavalier stand vor ihr, dessen ganzes Wesen und Auftreten sofort den gebildeten Mann verrieth.

„Ich muß vorab,“ sagte sie nach einer peinlichen Pause, scheu um sich blickend, „um Verzeihung bitten, daß ich als Mädchen zu einer solch' unüberlegten Handlung mich hinreißen lassen konnte; ich schäme mich fast vor mir selbst, denn ich kann mich von der Schuld nicht frei sprechen, eine Grenze überschritten zu haben, die das Weib nie verlassen sollte.“

„Schuld?“ versetzte Rosinsky, dessen lächelnde Miene der Verlegenheit Klara's zu Hilfe kommen zu wollen schien. „Ist es eine Schuld, wenn man sich zu dem Zwecke kennen lernt, um dem ersten und höchsten Gebote nachzustreben?“

„Immerhin habe ich gegen Das, was man Herkommen, Sitte und Brauch nennt, gefehlt, Hr. Rosinsky, und Sie würden mich schwerlich hier getroffen haben, wenn ich mein gegebenes Wort nicht höher gestellt hätte als die Bedenken und die weibliche Scheu . . . Jetzt muß ich zu meinem Onkel zurück, erwarten Sie mich später hier an dieser Stelle.“

Klara nahm wieder an Laura's Seite Platz, ihre Wangen glühten und die Augen strahlten förmlich vor innerer Befriedigung. Sie hätte gar zu gern ihr volles Herz in das der Freundin ausgegossen, aber sie mußte vorsichtig sein; sie konnte den fragenden Blick Laura's nur mit einem glücklichen Lächeln beantworten. Herr Werber war ganz gefesselt von der unvergleichlichen Schönheit der Natur, die sich hier immer herrlicher vor ihm aufthat. Schroffe Felsenmassen stiegen zu beiden Seiten des Stromes aus den blauen Fluthen auf; wellenförmig zogen sich die Gebirgsrücken mit den Seitenthälern, in- und übereinandergeschoben, dahin, und hoch oben auf den Kegeln da grüßten freundliche Schlösser, schöne Villen oder graue Ruinen des Mittelalters aus dem saftigen Grün.

„Getroffen?“ flüsterte Laura, als ihr Vater zur Seite trat, um das Schloß Stolzenfels zu bewundern, das wie ein Schmuckkästchen in dem Blättermeer thronte.

„Ja, ich habe ihn gesprochen; ein Mann von Welt, fein, elegant, — doch da geht er!“ Klara zuckte zusammen, denn in diesem Augenblicke spazierte Rosinsky an ihrem Tische vorbei; nur flüchtig hatte sein Auge auf ihr geruht.

„Ich gratulire,“ sagte Laura, „ihr Beide

würdet ein schönes Paar werden; ich glaube gar, Du bist schon verliebt, denn deine Wangen flammen wie die Zinnen der Burg dort oben!"

Klara entgegnete nichts: ihr Blick folgte dem hochgewachsenen Manne, der sich wieder dem entgegengesetzten Ende des Schiffes näherte. „Ich muß wissen, wer er ist,“ dachte sie, „ehe ich dem Onkel Mittheilung mache.“

Das Wetter änderte sich plötzlich; ein scharfer Wind heulte und die Wellen gingen höher; schwarzes Gewölk zog in rasender Eile am Himmel auf und vor die Sonne und das blaue Azur legte sich ein dunkler Schleier; es wurde so finster, daß Gegenstände an den Ufern kaum zu erkennen waren.

„Wir bekommen ein schweres Gewitter,“ sagte ein alter Matrose, und Alles flüchtete in die Salons des Schiffes; nur wenige Reisende blieben auf dem Verdeck. Zu ihnen gehörte auch Klara; dem Onkel hatte sie erklärt, daß sie das interessante Schauspiel eines Gewitters auf dem Rhein ganz genießen wolle.

Zuckende Blitze zerrissen die Wolkenknäuel und züngelten gleich feurrigen Schlangen um die Gipfel der Berge; in das Getöse der Räder des Dampfers mischten sich trachende Donnerschläge und in Strömen goß der Regen herab. Es war ein gewaltiges, großartiges Schauspiel.

Rosinsky war an Klara's Seite getreten. Da das Zeltbad bei dem furchtbaren Platzregen nicht hinreichend Schutz gewährte, spannte er seinen Schirm auf und hielt ihn über Klara. „Der Himmel begünstigt unser Vorhaben,“ sagte er, „und wie Moses unter Blitz und Donner die zehn Gebote empfing, so wollen wir, umbrüllt von den entfesselten Elementen, unsern Herzensbund besiegeln.“

Klara schauerte zusammen, mehr dieser Worte, als des grellen Blitzes wegen, der in selbem Momente vor ihr niederzuckte. Sie fürchtete weniger die Blitze vom Himmel, als die Blitze aus den Augen dieses Mannes. Sie vergaß das Unwetter, sie hörte nicht den Donner, sie hörte nur seine Worte, sie sah nur sein Lächeln! Sie fühlte an dem stürmischen Pochen des Herzens, daß sie nicht gleichgiltig diesem Manne gegenüberstehe, den eine Laune, ein Zufall ihr in den Weg geführt.

Er unterrichtete sie mit kurzen Worten über seine Verhältnisse. Er sei früher Pionir-Officier gewesen, habe aber den Dienst in Folge einer Wunde verlassen und sei jetzt Ingenieur bei der sächsischen Staatsbahn. Verwandte habe er keine, nur in Polen lebe ein Vetter von ihm, ein reicher Gutsbesitzer; Klara erfuhr ferner,

daß er die Städte London, Paris, Wien, Rom u. s. w. bereist habe, sich jetzt aber nach einer stillen, behaglichen Häuslichkeit sehne. Er sprach von der Literatur und den schönen Künsten, berührte gleichsam im Fluge die verschiedenartigsten Themata, sprang von dem einen zum andern über, nur an der Oberfläche derselben nippend. Es schien, als wolle Rosinsky der jungen Dame sein Wissen und Können, seine Ansichten von Welt und Leben offen legen und sie ebenso sehr durch seine geistigen Vorzüge fesseln, als durch seine äußere Erscheinung. Er verstand nur zu wohl, ein Mädchenherz zu bestricken; war er doch im Voraus seines Sieges gewiß!

„Man sagt, das Leben sei ein Kampf,“ schloß er, „und nicht mit Unrecht; der Eine verfolgt den Andern: Haß, Neid, Bosheit, der Selbstsucht entspringend, sind die Dämonen, welche die schöne Erde zur Hölle machen. Ist es nicht thöricht, die wenigen Tage, die wir hinieden haben, uns gegenseitig zu verbittern? Soll man nicht vielmehr trachten, sich das Leben so angenehm wie möglich zu gestalten durch Verträglichkeit, Nachsicht, Duldung! Das Gegengewicht gegen das Böse ist einzig die Liebe, die reine, selbstlose Liebe; an sie wollen wir uns klammern mit allen Fasern des Herzens; sie sei die Fahne, der wir folgen! Wollen Sie es versuchen, Fräulein, auf mich einen kleinen Theil dieser Liebe, dieses beglückenden Gefühls, das die ärmste Hütte zum Paradiese schafft, zu übertragen?“

Klara war wie berauscht; der Kopf schwindelte ihr, und fast bemußlos legte sie ihre Hand in die dargebotene Rechte des Mannes. Er hielt dieselbe einige Sekunden lang fest und führte sie wider seine Lippen . . . Dampf rollte der Donner über das Schiff weg, das mit voller Dampfkraft gegen Sturm und Wellen kämpfte.

Klara entzog dem galanten Manne die Hand nicht, — sie hatte weder die Kraft noch den Willen dazu. Vereinigte Rosinsky nicht alle Eigenschaften in sich, die ihn in den Augen eines Mädchens begehrenswerth erscheinen ließen? Er war von männlichschöner Figur und besaß eine vielseitige Bildung. Seine Lebensstellung war eine angenehme, — alles Dinge, welche den kühnsten Erwartungen der jungen Dame völlig entsprachen. Wie hölzern, eckig und nüchtern erschienen ihr die jungen Männer ihrer Heimat gegenüber diesem eleganten Fremden, mit dem keiner der Kaufleute, Assessoren oder Beamten ihrer Geburtsstadt sich messen konnte?

Paris, Wien,
sich jetzt aber nach
Südeuropa sehne.
und den schönen
im Auge die ver-
sprang von dem ei-
an der Oberfläche
wie als wolle No-
Wissen und Kön-
st und Leben offen
und seine geistigen
in äußere Erschei-
nung, ein Mädchen-
hoch im Voraus

ein Kampf," schloß
der Eine derfolgt
schlecht, der Selbst-
Täuschungen, welche
machen. Ist es nicht
die wir hienieden
verblüthen? Soll
ich das Leben so
schatten durch Ver-
dunkelung! Das Gegen-
st einig die Liebe,
an sie wollen wir
stern des Herzogs-
sigen! Wollen Sie
mit einem Neben-
begünstigenden Ge-
zum Paradiese

der Kopf schwin-
s leste sie ihre Hand
s Mannes. Er hielt
ng fest und führte sie
Dampf rollte der
weg, das mit voller
und Wellen kämpfte.
ten Manne die Hand
die Kraft nach den
Kosmos nicht alle
in in von Augen
merth erscheinen lie-
schöner Figur und
ung. Seine Lebens-
me, — alles Dinge,
strangen der jungen
Wie hölzern, edig
hr die jungen Män-
der diesem eleganten
der Kaufleute, Affes-
er Geburtsstadt sich



„Ich werde Ihnen, Fräulein Klara“, fuhr er fort, „sobald Sie es wünschen, meine Papiere vorlegen, die meine Angaben über meine Familie, Stellung etc. bestätigen. Werden Sie mich heute noch Ihrem Onkel vorstellen?“

„Gewiß, sobald sich eine passende Gelegenheit dazu findet.“

„Schaffen wir eine solche. Hat Ihr Onkel einen Gegenstand bei sich, den er hochschätzt?“

„Einen Spazierstock mit goldenem Knopf, in dessen Kapselfach das Bild seiner verstorbenen Frau befindet.“

„Nun, lassen Sie diesen Stock, wenn wir in Biberich die Landungsbrücke passieren, in den Rhein fallen; ich hole den Stock aus dem Wasser und verpflichte mich so Ihrem Onkel zu Dank.“

Klara sah den Sprecher etwas zweifelhaft an.

„Die Idee scheint Ihnen romantisch; sie ist nur eine praktische Brücke für unsere Wünsche. Ich schwimme sehr gut, das Wasser ist warm, — Gefahr ist also nicht dabei. Sagen Sie ja?“

Klara nickte, sie konnte nicht nein sagen.

„Ich sagte jedoch „unserer Wünsche.“ Ich war so vermessend, auch Ihrerseits den Wunsch vorauszusetzen, daß unsere auf so eigentümliche Art anerkennende Bekanntheit nicht resultatlos verlaufen möge. Brauche ich das Wort nicht zurückzunehmen?“

Klara ward im höchsten Grade verwirrt. Wie sein er es verstand, ihr das Beständniß abzugewinnen, daß er ihr gefalle, daß er ihre Zuneigung gefunden! Eine Thräne umflorte ihr Auge.

„Ich danke für diese Thräne!“ flüsterte er — „Sie machen mich glücklich!“ —

Das Gewitter war vorüber; der Himmel klarte sich wieder auf; die Reisenden verließen die Salons und füllten wieder das Verdeck.

„Hat Dir nicht geknagt, Kind, bei dem entseßlichen Unwetter?“ fragte Hr. Werber seine Nichte, „ich hatte ordentlich Angst um Dich.“

Klara lächelte; sie hatte sich nie weniger gefürchtet, als bei diesem Gewitter auf dem Rheine an der Seite des Mannes, dessen Bild ihr Köpfchen verwirrt, — ihr Herz angefüllt hatte. Sie war munter und scherzte, ihr ganzes Antlitz leuchtete wie verklärt, — sie liebte zum ersten Male!

„Hast Du Dich gut amüßet?“ fragte Vaura schelmisch.

Klara schloß den vorlauten Mund mit einem Russe; sie hätte sich an der Schwester Brust werfen und andweinen mögen; das Herz drohte ihr zu zerpringen . . .

„Station Biberich — nach Wiesbaden aufsteigen!“

Die Passagiere drängten über die Brücke; Klara trug in der Linken eine kleine Reisetasche und den Spazierstock ihres Onkels; mit der Rechten nahm sie die Schleppe ihres Kleides auf. Plötzlich rief sie einen Schrei aus, „Was gibt's?“ fragte ihr Onkel bestürzt.

„Dein Stock — er ist mir aus der Hand geschlitten und in's Wasser gefallen.“

„Aber, Klara!“

„Hätte der Gegenstand Werth für Sie?“ fragte ein Herr in grauem Reisekostüm.

„Allerdings, er ist meinem Onkel über Alles theuer.“

Im nächsten Augenblicke setzte der Herr über das Brückengeländer und verschwand im Strome; Alles drängte sich dorthin. Wenige Minuten später erreichte der kuhne Schwimmer das Ufer, in der Hand den Stock haltend; dann trat er auf Herrn Werber zu mit der Frage: „Ist dies der verlorene?“

„Ja, mein Herr. Tausend Dank! Sie magten Ihr Leben —“

„Bitte, nichts davon; es war nur eine Kleinigkeit, ich that es der jungen Dame zu Lieb.“

„Dank ich um Ihres Namen bitten?“

„Nachher; ich muß eilen, die Kleider zu wechseln. Treffen wir uns im Rargarten zu Wiesbaden?“

„Mit Vergnügen. Nochmals innigsten Dank!“

Kosinsky eilte in das nahegelegene Hotel.

„Nun, Klara, das nenne ich aber einen Ritterdienst! Ein prächtiger, junger Mann!“ sagte der Onkel, „ich werde ihm das nicht vergessen!“

Im hell erleuchteten Rargarten zu Wiesbaden promenierte in dichten Schaaeren, die elegante Welt auf und ab; da schwebten alle Sprachen Europa's durcheinander. Die älteren Herren und Damen saßen unter den Bäumen an den Tischen, die junge Welt erglag sich in süßem Geplauder auf dem freien Plage, der nach dem großen Weiher hin von einem Eisengitter abgegrenzt war. Die vielarmigen Handelslader verbreiteten Tagesbelle und spiegelten sich auf der schwarzen Wasserfläche des Teiches, als huschten Glühwürmchen darüber hin. Alles athmete Glück und Freude; waren doch nur solche Menschen hier vertreten, die mit irdischen Glücksgütern besetzt sind.

Kosinsky sah an Werber's Tisch; er war ein lebendwürdiger Gesellschafter; der Onkel war ganz von ihm entzückt; er wüßte die Unterhaltung in der angenehmsten Weise, und da

er merkte, daß der alte Herr vor Allem auf dem Gebiete der Landwirthschaft zu Hause sei, da behandelte er dieses Thema mit so tollvollem Sachkenntniß, als sei er selbst Jahre lang schon Gutbesitzer gewesen. „Ich kann mir nichts Reizenderes denken, als an der Seite einer braven Frau auf eigenem Grund und Boden zu schalten und zu malten. Man freut sich des Gedeihens der Früchte, des Viehstandes, sieht seine Arbeit belohnt, ordnet hier und da Neues an, sucht immer Besseres, immer Vollkommeneres zu erzielen; da greifen die Lehren und praktischen Wiale der Nationalökonomie, die Industrie, das Maschinenwesen, die Botanik in einander und ergänzen sich gegenseitig, und über dem Ganzen ruht ein Hauch der Poesie, des Schönen und Edlen. Ich würde mich nicht bedenken,“ setzte er mit einem Seitenblicke auf Kosinsky, „meine jetzige Laufbahn mit dem Besuche eines Landwirthes zu vertauschen.“

Und Klara erröthete unter diesem Blide und freute sich, der Zustimmung des Onkels schon im Voraus gewiß zu sein. „Ich erlasse auch eine Zeitungs-Annonce,“ raunte ihr Vaura lächelnd in's Ohr.

„Ich bin wirklich in Verlegenheit,“ nahm Werber das Wort, „wie ich mich für den mir erwiesenen Dienst revanchiren soll, denn der Verlust des Stockes — er ist ein Erbtheil meines Vaters — würde mich sehr gekümmert haben.“

„Erwähnen Sie des kleinen Zwischenfalles nicht weiter, lieber Hr. Werber; ich bin hinlänglich durch den Umstand belohnt, daß er mir Gelegenheit gab, Ihre und der lebendwürdigen Damen Bekanntheit zu machen. Nur habe ich selbst leider einen kleinen Verlust erlitten.“

„In wiefern?“

„Mein Portefeuille ist im Rheine verloren gegangen; ich merkte den Verlust erst hier in Wiesbaden.“

„Oh, — sollten Sie irgendwie in Verlegenheit gerathen, — ich ersetze Ihnen selbstredend die Summe . . .“

„Dank, Hr. Werber, ich bin noch bei Cassé und in einigen Tagen kann Geld aus Leipzig eingetroffen sein. Wenn Sie mir aber, um Unannehmlichkeiten vorzubeugen, bis dahin ein Stämmchen vorstrecken wollten, würden Sie mich allerdings sehr zu Dank verpflichten.“

„Bedarf das der Frage? Ich bin glücklich, Ihnen dienen zu können.“ Er reichte ihm fünf Hundert-Markscheine.

„In einigen Tagen erhalten Sie das Geld zurück . . . Aber ich habe noch etwas im Rheine verloren,“ scherzte Kosinsky weiter.

„Reinesfalls Ihren Humor,“ meinte Vaura. „Nein, aber mein — Herz! Doch das Capitel ist zu ernst. Darf ich eine kleine Promenade vorschlagen?“

Er erhob sich und reichte Klara den Arm; der Onkel und Vaura folgten. „Es scheint mir fast,“ sagte Werber zu seiner Tochter, „Kosinsky macht Klara den Hof.“

„Ich glaube es selbst, — und Klara scheint nicht böse drum zu sein.“

„Ich wüßte auch nicht weshalb, Kosinsky ist ein prächtiger Mensch!“

Klara Bessig ist verlobt mit einem reichen, hübschen Herrn aus Leipzig den sie auf der Reise kennen gelernt.“ — das war die große und wichtige Anekdote, die in der erelantfarbenen Stadt die Kunde machte, die sich alle Mütter und Jungfrauen nicht ohne eine Beimischung von Eifersucht zuschickerten. Ka Bemerkungen schickte es natürlich nicht, denn Jeder, der verlobet wird in gleicher Weise getadelt und bemängelt, wie jeder Todte gelobt, und wenn ohnehin in der stillen Stadt jede Verlobung zu einem sensationellen Ereigniß aufgehäuft wurde, um wie viel mehr diese, über welcher ein gelieblichvoller Sälsler ruhte.

„Auf dem Schiffe, bei Donner und Blitz, umstoß von dem Sturme, angesichts der Koralle haben sie sich kennen gelernt!“ sagte Frau Genatter Großmann zu ihrer Nichte.

„Wie reizend! — senigte diese.“

„Nein, wie göttlich! — versegte jene.“

Erst aber Fedor Alexander Kosinsky die Stadt mit seinem Besuche beehrt, seit er Arm in Arm mit Klara über die Hauptstraße des Ortes spaziert war, seit alle Mütter und Mädchen verstohlen hinter den Gardinen ihn bewundert hatten, da waren alle seines Lobes voll und alle bewunderten den guten Geschmack Klara's. „Nein, weiß' ein hübscher Mensch,“ hieß es; „Papa, laß und im nächsten Jahre auch eine Reise machen!“

Klara, die beneidete Braut, war überaus glücklich; sie dachte nicht mehr an die Zeitungs-Annonce, die ihr den stillen Bräutigam zuschickte, sie nahm das Ganze als eine Abgung des Geschicks und dankte dem Himmel aus vollem Herzen. Ja, sie liebte ihren Fedor. Sie war stolz auf ihn und glaubte auch an die Aufrichtigkeit seiner Schwärze von ewiger Liebe und Treue. Seine Briefe athmeten Glück, Sehnsucht und Liebe, und Klara's Briefe waren der Spiegelein ihres überwallenden Herzens. Der Hochzeit-

tag war festgesetzt und auf beschäftigt, Klara stellen.

„Du bist ein OUI für Klara das weißt du und glückselig dich auf's letzte Pa.“

Der Tag der Trau-Ehrliche auf dem Stattegrund, man r der Kirche.

Werber's Haus wien; Kosinsky hatte der feierlich-schwermüthige Blasse seines er seine goldene Uhr geduld den Augenblicke, von dem laß fließen, in ihrem Zie nieder und betete um neuen Stand.

„Apropos, lieber Werber, ich habe noch 500 Mark, kann man so viel zu befehlen verpack.“

„Lassen wir jetzt die nete der Gutbesitzer gutsche ist nicht der F.“

Die Wagen fuhren dem Blar, ich du w Seidenblende raus vollen Wangen verit Fedor reichte ihr der Polizei-Commiss Serjeanten hielten

„Man frage; was Geleges in diesem Paule?“

„Sie wünschen?“ famen, ungeduldeten

„Ein Wort mit J Commissär und trachendes Zimmer. W nach wenig Minuten

Nur, sagte Klara be in das Zimmer zu f

„Was gibt's, Du bleichend, was soll Kommu, Klara; je

Der Commissär o im ersten Moment wieder sagte, hinzu dessen Arm legend: ner.“

tag war festgesetzt und die Näherinnen voll-
auf beschäftigt, Klara's Aussteuer fertig zu
stellen.

„Du bist ein Glückskind, sagte Laura, als
ihr Bäschen das weißseidene Brautkleid anpro-
birte und glückstrahlend sich das Wyrtenkränz-
chen auf's lockige Haar setzte.

Der Tag der Trauung war erschienen; die
Civilehe auf dem Standesamte hatte bereits
stattgefunden, man rüstete sich zur Fahrt nach
der Kirche.

Werber's Haus war voll von Hochzeitsgä-
stigen; Rosinsky hatte für Jeden eine Artigkeit;
der feierlich-schwarze Anzug hob die interes-
sante Blässe seines Teints; wiederholt zog
er seine goldene Uhr, als er warte er mit Un-
geduld den Augenblick der Trauung; Klara
kniete, von dem langwallenden Schleier um-
flossen, in ihrem Zimmer vor einem Kreuzfize
nieder und betete um Glück und Segen für den
neuen Stand.

„Apropos, lieber Onkel“, sagte Feodor zu
Werber, „ich habe ganz vergessen, daß ich Ihnen
noch 500 Mark schulde; vor der Hochzeit hat
man so viel zu besorgen, daß ich die Sache ganz
vergaß.“

„Lassen wir jetzt das Geschäftliche“, entgeg-
nete der Gutsbesitzer lächelnd, „eine solche Ba-
gatelle ist nicht der Rede werth.“

Die Wagen fuhren vor; Klara erschien in
dem Flur, schön wie eine Königin; die lange
Seidenschleppe rauschte hinter ihr und auf den
vollen Wangen perlte eine Thräne.

Feodor reichte ihr den Arm. — Da erschien
der Polizei-Commissär in der Hausthür; zwei
Sergeanten hielten vor derselben.

Man stuzte; was bedeutete der Mann des
Gesetzes in diesem Augenblicke und in diesem
Hause?

„Sie wünschen?“ fragte Werber, dem selt-
samen, unbetenenen Gaste entgegengehend.

„Ein Wort mit Ihnen allein,“ versetzte der
Commissär und trat mit Werber ein in ansto-
ßendes Zimmer. Bleich und verwirrt erschien
nach wenig Minuten der Onkel wieder auf dem
Flur, faßte Klara bei der Hand und bat sie, ihm
in das Zimmer zu folgen.

„Was gib't, Onkel?“ fragte die Braut er-
bleichend, „was soll dies bedeuten?“

„Komm', Klara; fasse Dich!.. Armes Kind!“
Der Commissär aber trat auf Rosinsky, der
im ersten Moment erblaste, sich aber schnell
wieder faßte, hinzu und sagte, seine Hand auf
dessen Arm legend: „Sie sind mein Gefange-
ner.“

„Was soll das?“ rief dieser zurücktretend,
„was erlauben Sie sich?“

„Ich erkläre Sie im Namen des Gesetzes für
verhaftet.“

Ein lauter Schrei durchzitterte die unheim-
liche Stille, — Klara war ohnmächtig geworden.

„Das muß ein Irrthum sein,“ versetzte Ro-
sinsky, der mühsam nach Fassung rang und zu
lächeln versuchte.

„Wird sich finden; — einstweilen folgen Sie
mir!“

„Nimmermehr!“ brauste Rosinsky auf, „man
hat sich einen schlechten Scherz mit mir er-
laubt!“

„So? Auch wenn der Feodor Alexander Ro-
sinsky sich als Friedrich Karst entpuppt?“

Der Mann erbleichte und taumelte einen
Schritt zurück; der Commissär winkte seinen
beiden Agenten und ließ den Verhafteten weg-
führen; zu Werber aber sagte er: „Ich bedauere
unendlich, daß ich hier störend einschreiten muß-
te, aber danken Sie Gott, daß ich nicht zu spät
gekommen bin! Der Mensch ist ein höchst ge-
fährliches Subject, auf den die Polizei schon
lange vigilirte; die Papiere, die einem Inge-
nieur Rosinsky entwendet sind und von denen
der Betrüger mit unerhörter Frechheit Gebrauch
machte, haben endlich auf seine Spur geführt.“

Wer malt die Bestürzung und den Schrecken
der Hochzeitsgäste, wer die Sensation, die diese
scandalöse Affaire in der Stadt hervorrief?
Aber der Wahrheit sei die Ehre gegeben: man
bedauerte Klara aufrichtig und keine Schaden-
freude machte sich bemerkbar. Die unglückliche
Braut fiel aus einer Ohnmacht in die andere
und dann in ein hitziges Fieber; wochenlang
schwebte sie zwischen Leben und Tod, und als
endlich die Jugend den Sieg über die Krank-
heit davontrug, und Klara sich schluchzend an
Laura's Brust warf, da sagte sie: „Ich habe
mein Schicksal verdient!“

* * *

Jener Untersuchungsgefangene, den ich von
dem Fenster meiner Zelle aus auf dem Hof des
Gefängnisses erblickte, war Rosinsky oder viel-
mehr Friedrich Karst; er war des Diebstahls
mit Einbruch, Führung eines falschen Namens
u. s. w. angeklagt. In seinem Koffer hatte man
die Abdrücke in Wachs von Kirchenschlössern,
Dietriche und Brecheisen, goldene Uhren, Me-
dallons 2c. gefunden; die Benützung der Pa-
piere, die er einem Ingenieur Rosinsky ent-
wendet, hatte endlich dem schlauen Fuchs, der
eine sehr bewegte, wechselvolle Vergangenheit

hinter sich hatte, die Schlinge um den Hals gelegt. Das Urtheil des Zuchtpolizeigerichtes in T . . . lautete auf 18 Monate Gefängniß.

Meine Leserinnen sind vielleicht ungehalten darüber, daß diese Geschichte nicht mit einer Hochzeit schließt. Nein, Gottlob, zu einer Hochzeit kam es nicht, und Niemand war glücklicher darüber, wie Klara selbst, die vor dem Gesichte

bewahrt blieb, die Frau eines Verbrechers zu sein. Sollte aber dieser traurige Ausgang der Erzählung zum Vorwurf angerechnet werden, so mag die Thatsache, daß das Erzählte auf Wahrheit beruht, als Entschuldigung dienen. Die Moral aber mögen meine Leserinnen sich selbst herauslesen.

Naturgeschichte.

Die Hyäne.

Die Hyäne ist eines der furchtbarsten Raubthiere. Unsere Abbildung ist das getreue Porträt zweier Hyänen, einer gestreiften und einer gefleckten.

Die gestreifte Hyäne findet sich vom Caucasus an über das ganze wärmere Asien verbreitet, in Persien, Arabien, Syrien und

Egypten, in der Barbarei und ganz Nordafrika.

Die gefleckte Hyäne lebt im südlichen Afrika und ist am Cap der Guten-Hoffnung eines der zahlreichen Raubthiere.

Dieses Thier lebt in Höhlen, schreut aber bewohnte Gegenden nicht. Im Winter hält es sich gewöhnlich auf den Berghöhen, im Sommer aber in den ausgetrockneten sumpfi-



brechers zu
Ausgang der
net werden,
erzählte auf
ung dienen.
erinnen sich

ganz Nord-
m südlichen
en-Hoffnung

schreit aber
Winter hält
erhöhen, im
eten sumpfi-



gen Stellen, großen Ebenen auf, wo es im hohen Schilf den Hasen, Civetien und Geissen aufsauret, welche an solchen Stellen ebenfalls Wasser, Kühlung und Nahrung suchen. Es greift das Hornvieh an, spürt den Heerden nach, und während der Nacht erbricht es bisweilen die Stallthüren und Umzäunungen der Schafställe.

Die Hyäne ist ein grausames schwer zu bezähmendes Thier; doch hat man ihr furchterregendes Aeußeres sehr übertrieben. In der Freiheit fällt sie den Menschen ungereizt nicht an, sondern geht ihm aus dem Wege, ohne eben zu fliehen. Ihre Augen funkeln in der Dunkelheit, und man glaubt, daß sie in der Nacht besser sieht als am Tage.

Sie erreicht eine Länge von vier bis fünf Fuß und eine Höhe von zwei und einem halben Fuß; sie unterscheidet sich vom Hundegeschlecht, daß sie an allen vier Füßen nur vier Krallen hat, während der Hund deren vorn fünfse zählt. Ihr Rücken zeichnet sich durch eine lange borstige Mähne aus; im Ganzen ist ihr Hintertheil niedriger und schwächer als bei den Hunden und andern Thieren, was wohl von ihrer Sucht zu scharren herkommen mag; ihre Zunge ist stachelig.

Bei der gestreiften Hyäne ist der Pelz graugelblich, hat schwarzbraune Querstreifen; an den untern Theilen des Körpers ist er grau und am Halse und der Gurgel schwarz. Die Wollhaare sind in geringer Menge vorhanden, und von Aussen sind nur die groben

Vorstenhaare sichtbar, die an den andern Gliedern kürzer und dichter sind. Schnauze und Aeußeres der Ohren sind nackt und haben eine braunviolette Farbe. Das Rückenhaar ist länger als das übrige; der Schwanz ist langhaarig und hat schwarze Flecken.

Die gefleckte Hyäne gleicht in der Gestalt und Größe einem starken Fleischerhunde, aber der Kopf ist dicker, weniger lang, und die Bewegungen weniger plump. Ihr Pelz ist schmutzig gelb und hat braune und runde Flecken. Die Mähne ist kleiner als die bei der gestreiften Hyäne. Der hintere Theil des Körpers, die Glieder und der Bauch sind dunkelbraun. Die Flecken sind an allen Theilen des Körpers zerstreut, ausgenommen unter dem Bauch, an der Brust, am Innern der Glieder und am Kopf. Die Spitze der Schnauze ist schwarz, das übrige Gesicht weißgrau. Inneres der Ohren und Ohränder sind weiß. Der Schwanz braun, ohne Flecken. Der Kopf ist bei der gestreiften Hyäne weniger spitzig, ihr Blick ist boshaft und scheu. Sonderbar ist es, was auch berühmte Naturforscher bestätigt haben, daß sie bei Nacht größer und heller von Farbe scheint als sie ist, und es Einem vorkommt, sie sei ganz weiß.

Das Fleisch der Hyäne wird selbst von den rohesten Nationen nicht gegessen, auch das Fell wird nicht geachtet, und nur der Schaden, den sie am Vieh verursacht, macht daß man sie überall verfolgt.

Das buchfene Muttergottesbildchen.

So oft ich meine Kindheits-Erinnerungen durchaehe, kommt mir inuner mein flamändisches Dorf ein, wo ich frei und lustig einen Theil meiner Jugend zuchachte, mit dem alten mitten auf der Landstraße stehenden Kastaniensbaum. Sein verkrüppelter Stamm war hohl und mehr als einmal hatte ich mich beim Spielen darin versteckt.

Die Jahre hatten seiner Krone ein phantastisches Aussehen gegeben. Die meisten der Hauptäste waren abgestorben und dehnten sich

schwarz in der Luft aus wie Arme eines Verzweifelten.

Am Ende April, wenn die umherstehenden Bäume schon ihre hellgrünen Kronen hatten, zählte der Kränkliche an seinen verdorren Gliedern kaum einige Blätter. Uebrigens war es ein Wunder, daß er noch neue betam.

Wenn auch unvorsichtige Späzen sich darauf setzten, waren sie nicht in Sicherheit, weil die Buben sie gleich entdeckten und durch Steinwürfe nach ihnen ihre Geschicklichkeit versuchten. Aus Mangel an Vögeln fanden diese Galgenstricke, zu denen ich gehörte, auf

dem Kastanienbaum eine andere Zielscheibe für ihre Steinwürfe. In der That war auf dem obern Theil des Stammes eine kleine grobgearbeitete Nische, welche mit einem so engen Gitter versehen war, daß man auch bei genauem Betrachten nicht unterscheiden konnte, was darin war. Nur vom Hörsagen der Alten wußte man, daß eine kleine Muttergottesstatue darin war. Als das alte vom Rost zerfressene und untauglichgewordene Gitter durch ein neues ersetzt werden mußte, hatte man die Statue von Hand zu Hand gehen lassen und sich überzeugt, daß sie von Buchs war, was ihre gute Erhaltung begreiflich machte. Nur der Schulmeister, ein alter eingebildeter Zweifler, hatte sich erköhnt, deren künstlerischen Werth zu entwürdigen, wodurch sie in der öffentlichen Meinung sehr herabgesetzt wurde. „Dies Schnitzwerk, hatte er gesagt, gehört ohne Zweifel den Anfangsversuchen der Kunst an; es ist fehlerhaft, kunstlos.“

Wo zum Henker hatte er diese Worte her? Er hatte sogar sich noch erfrecht beizufügen: „Es ist drollig.“

Der Einnehmer wohnte der Abschätzung bei, er sagte nichts, allein er theilte des Schulmeisters Meinung nicht. Wir werden sehen warum.

Die Statue wurde wieder in ihre Nische verschlossen. Das Wort drollig konnte aber die schlimmsten Folgen haben; denn die Bauern nahmen kaum mehr die Pfeife aus dem Munde, indem sie dergleichen thaten als entblößten sie ihr Haupt, und die Weiber vergaßen das Kreuz zu machen, wenn sie am Bilde vorübergingen.

Die Gassenjungen hatten ihr Vergnügen Steine nach der Nische zu werfen und der Ausspruch des Schulmeisters hob vollends alle ihre Bedenklichkeiten.

Diese jungen Wilderstürmer handelten zwar gegen das Gutachten ihrer Eltern und mancher bezahlte seinen Steinwurf durch eine empfindliche Ohrseige. Ich meine sie noch zu spüren beim Gedanken an die Zurechtweisung, die mir die dicke Mance gab.

Diese Frau Hermance Flechard war aus der alten Zeit: ehrlich, mäßig, arbeitfam, pünktlich in ihren Andachtsübungen, gefällig, wie wenn ihre Mittel ihr erlaubt hätten, sich

um Andere zu bekümmern. Sie besaß nichts als ihr Häuschen und war doch nie in der Noth, denn sie war unermüdetlich im Arbeiten, die Pächter spannten sie einander ab.

Im Winter wie im Sommer sah man sie mit entblößten Armen und Holzschuhen an den nackten Füßen. Ein grobes reinliches Hemd, ein Kattunhalstuch, ein bescheidener Rock, eine lang aufgewickelte Haube, dies war der gewöhnliche Putz dieser starken Arbeiterin.

Sie sehen, daß ich keinen Groll gegen sie behalten habe. Wenn ich mich anderseits mit Wohlgefallen bei dieser sympathischen Figur aufhalte, geschieht es weil sie die Hauptrolle in dieser Geschichte spielt.

* * *

Diese Geschichte hat sich vielleicht vor dreißig Jahren zugetragen. Hermance Flechard hatte damals vierzig Jahre. Sie war Wittfrau; ihr Sohn verlor seine Frau frühzeitig, starb bald nachher und hinterließ einen Knaben.

Nun zählte die Großmutter Flechard 1865 65 Jahre, und hatte nur den kleinen 16jährigen Enkel für ihre ganze Familie. Doch muß man in Betracht des Alters des Knaben nicht glauben, daß Verate (so nannte man den kleinen Anton Flechard) seiner Großmutter zur Last war, sondern er unterstützte sie, und das war wirklich der Segen vom Himmel für die Alte, welche ihren Leib ganz abgeschunden hatte.

Dies genügte, daß Mance ihren Enkel innig liebte; allein noch eine andere Ursache steigerte diese Liebe zur Vergötterung: Ich will's gleich sagen:

Erstens sind die geliebtesten Kinder diejenigen, welche uns in der Erziehung am meisten Sorgen verursacht haben. Nun, als Mance den Anton aufnahm, war er ein kränkliches Wickelkind. Seine Gesundheit schien so hoffnungslos, daß jede Nachbarin, die ihn sah, sagte: „Armes Kind, Kirchhospflaster!“

Die Großmutter ließ sich aber nicht entmuthigen. Sie verdoppelte ihre Sorge für ihren kleinen Schmerzreich. Es war ihr daran gelegen ihn am Leben zu erhalten. Eines Abends bekam jedoch das unschuldige Kind eine so fürchterliche Kriftis, daß es die Augen verdrehte, als wäre es am Sterben. Diesmal

fürchtete die Mance. Ueber die Wiege des kleinen Dulders hingestreckt, rief sie alle Heiligen des Paradieses an. „Barmherziger Gott und heilige Jungfrau, habet Mitleid mit ihm.“

Es war Winter. Soeben ward die Betglocke geläutet. Als Mance ihre drei Ave gebetet, lief sie an das Weihwasserkesselschen, nahm einen Buchsstauben, legte ihn auf die Brust des Sterbenden und ging hurtig fort.

Die Nacht war stockfinster; kaum sah man durch die schwarzen Wolken ein Sternchen blinken, das schnell wie ein Irrlicht verschwand. Und die Kälte! die Holzschuhe klapperten auf der gefrorenen Erde.

Mance hatte ihre innige Verehrung für die buchsene Jungfrau behalten; sie ging geraden Wegs zum Kastanienbaum. Knechend an demselben angekommen, warf sie sich auf die Knie und fing inbrünstig an zu beten.

Nachdem sie ihre Vater und Ave gebetet, schüttete sie ihr Herz aus.

„Gute, heilige Jungfrau, sagte sie, erhalte mir meinen kleinen Enkel Anton; Du weißt wohl, ich habe nur ihn auf Erden. Armes Tröpflein! ich war so glücklich über sein Besserwerden! Wenn ich mit ihm spielte, begegnete er mir mit einer ganz heitern Miene und lächelte so sanft, daß er einem Engel glich. Du kannst mir glauben, heilige Jungfrau, die Mance sagt es Dir, wenn er groß sein wird, wird er Dir gewiß erkenntlich sein; er wird Dich gegen die Steinwürfe der Gassenjungen schützen; er wird fleißig dem Katechismusunterricht beizubehalten und Sonntags statt sich ungebührlich aufzuführen und mit den Taugenichtsen in's Wirthshaus zu gehen, wird er der Messe und der Vesper beizubehalten. Nicht wahr, heilige Jungfrau, Du wirst mir meinen kleinen Anton erhalten? Nun, ich verlasse Dich mit getröstetem Herzen, und überzeuge, daß ich ihn noch lebendig antreffe.“

Nur ungern verließ sie dieses einfache Bildniß, ihre letzte Hoffnung. Endlich stand sie auf, wuschte ihr thränenfeuchtes Auge ab, und schlug den Weg nach ihrer Wohnung ein. Wie gerührt war sie beim Annähern!

Wird er todt oder lebendig sein, der Gegenstand ihrer Liebe und ihres Kummers? An der Thür angelangt, blieb sie einen Augenblick stehen, um ihr Herz zu beruhigen. End-

lich öffnete sie den obern Theil der Thüre und warf sogleich ihren Blick nach der Wiege.

Die Stube war spärlich beleuchtet. Auf dem Herd glimmte das Feuer unter einem Aschehaufen. Doch kam es der Mance vor als zappelte etwas lebhaft in den Windeln.

„Heilige Jungfrau, sagte sie, indem sie schnell den untern Theil der Thüre öffnete, ist denn er's, der so rührig ist?“ Sie beeilte sich die Lampe an den in der Mitte der Stube im Plafond befestigten Haken zu hängen. Die Helle fiel auf des Kindes Bettchen und die Mance konnte ihren kleinen Anton lebensvoll sehen: sein Auge war klar und seine Gesichtsfarbe rosig; er hatte sogar sein Wickelzeug weggeworfen und seine Händchen bewegten die geweihte Buchsstaube.

Mance glaubte zu träumen; sie blieb unbeweglich stehen. Endlich brach ihre Freude in unaufhörlichen Ausrufungen aus. Sie lachte und weinte zugleich.

Anton war also gerettet! Ich kann gleich sagen, daß er alle der Jungfrau vom Kastanienbaum gemachten Versprechen treu erfüllte.

* * *

Ich muß meine ^{*}Geschichte ^{*}wieder aufnehmen im Momente, wo Anton seine 15 Jahre zählte, nämlich 1865. Sie müssen also wissen, daß das Dorf, wo ich in meiner Jugend nur mit Schilf bedeckte Häuser gesehen, mit Ausnahme jener des Hrn. Pfarrers und des Arztes, ganz verändert war. Der Wohlstand war gekommen und mit ihm der Ehrgeiz.

Nachdem also der Maire ein städtisches Haus gebaut hatte, wollte der Adjunkt ein gleiches haben. Die wohlhabenden Bürger machten bald nach. Bäuerlein, die ihre Ersparnisse in den herkömmlichen Strumpf zu stecken pflegten, um ein Stück Feld zu kaufen, thaten desgleichen, und dieser Enzyklusgeschmack griff um sich wie ein Lauffeuer.

So geschah es, als der Unterpräfekt anrieth, ein schönes Schulhaus zu bauen, daß Niemand etwas einzuwenden hatte; man hatte sogar bei dieser Gelegenheit den alten Schullehrer durch einen jungen ersetzt.

Wer nicht zurückblieb, das war unser Pfarrer, der mit Recht behauptete, daß die Wohnung Gottes eben so gut bestellt sein soll als

jene der Pfarrkinder; die Gemeinde ließ daher eine prächtige Kirche bauen.

In Mitte dieser prunkvollen Neuerung blieb etwas sich gleich, es war der alte Kastanienbaum. Um ihn so zu sagen vor Scham vollends abstecken zu sehen, erhoben sich in seiner Nähe die schönsten Häuser, nemlich jene des Bürgermeisters und des Adjunkten.

Jung und kraftvoll wäre er vielleicht als eine natürliche Stütze dieser schönen Häuser angesehen worden, allein halb faul und abgerindet, wie er war, verunzierte er dieselben.

Und doch, wer durfte daran denken, ihn niederzufällen?

Daran denken? Ja. Aber Jemanden sagen, daß er diesen Einfall gehabt, darin lag die Vermessenheit. Denn auf dem Land vergreift man sich an Alterthümern nicht ungerufen.

Die Frau Bürgermeisterin unterstand es sich doch. Nun hatten aber ihre Salonsenster gerade Aussicht auf den Kastanienbaum, und es war nicht ergötzend diesen Grüppel stets vor Augen zu haben.

Diese Dame sprach ihrem Gemahl davon, der zitterte beim Gedanken der Gefahr, welche seiner Popularität drohte. Er erkühnte sich doch seinen Adjunkten davon in Kenntniß zu setzen, den es der nemlichen Ursache wegen schauderte. Dieser wagte es dem Schullehrer zu sagen, der den Gedanken aus Vorsicht für sich behielt bis der Einnehmer die Steuern einsammelte. Er benutzte diese Gelegenheit um ihn demselben zu hinterbringen.

Dieser bis dahin so abschreckende Gedanke kam demselben bewunderungswürdig vor. Da er auch meinte, es wäre gefährlich in dieser sentimentalen und zugleich Verwaltungsfrage den ersten Vorschlag zu machen, dachte er an den Flurschützen und rieth dem Bürgermeister, den Municipalagenten zu beauftragen, die öffentliche Meinung sorgfältig zu prüfen.

Dies Verfahren der Versuchseinleitung lenktete allen Mitgliedern der kleinen Verschwörung ein.

Als seiner Diplomatsuchte der Flurschütz die Meinung über diesen Gegenstand hauptsächlich in den Wirthshäusern zu erfahren.

Der Bürgermeister, seine Frau, der Adjunkt und der Einnehmer waren die ganze Woche auf feurigen Kohlen.

Das Ganze fiel zu ihren Gunsten aus.

Mit Ausnahme einiger eigensinniger Greisen, die sich gegen jeden Fortschritt aufwarfen, hatte Niemand etwas einzuwenden.

Ah! könnte ich die energische Protestation der Mance vergessen, deren Klaglieder über die allgemeine Gleichgiltigkeit auf allen Tönen sich hören ließen? Die arme Frau dachte an die buchsbäumene Jungfrau, welche Anton's Leben durch ihre Fürbitte gerettet hatte und deren Schicksal mit dem des bedrohten Baumes verbunden war.

* * *

Alles ging nach dem Wunsche des Bürgermeisters, als er dem Municipalrath vorschlug, die Ueberreste des Kastanienbaumes wegzuräumen, weil er der Circulation schädlich geworden sei, seit der Herstellung der breiten Trottoir.

Welche List im Motivvortrag! Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und da er der Guttheißung der Oberbehörde nicht bedurfte, beschloß der Bürgermeister, denselben sogleich vollziehen zu lassen.

Als er zum Gemeindegang hinausging, stieß er auf zwei in der Kastanienbaums-Geschichte wegen verschiedener Ursachen Hauptinteressirte. Der erste war der Holzhauer, der seinen Dienst anbot und dafür nur das Holz begehrte.

„Gut so! antwortete der Ortsvorsteher, dem dieser Vorschlag gefiel, fange Morgen frühe an, damit Alles vor der Meßeinleitung fertig sei.“

Der Holzhauer ging ab und der Bürgermeister ward alsbald von der Mance angerebet.

Bei der ersten Nachricht von dem was bevorstand, war die arme Frau ganz bestürzt herbeigelaufen; sie hatte Thränen in den Augen und wußte nicht wie die Unterredung einleiten.

„Was gibt's, gute Mance? fragte sie gütig der Bürgermeister.“

„Ist es denn wahr, sagte sie weinend, daß Sie dem Holzhauer befohlen haben, morgen frühe den Kastanienbaum zu fällen?“

„Das ist die Wahrheit, Mance, und es scheint nicht Schade darum.“

„Nicht Schade? seufzte die Alte; für den alten abgestorbenen Baum mag es sein, ob

man ihn schon seines natürlichen Todes hätte sterben lassen können; allein die kleine heilige Jungfrau, was wird dann aus der werden?"

Der Maire war ganz bestürzt, er hatte nicht an die Huldigung gedacht, die ein Theil der Bevölkerung der Madonna zollte. Allein weder der Adjunkt noch ein Rathsherr hatte während der Verhandlung diese wichtige Frage berührt. Er suchte also eine Antwort und fand sich in großer Verlegenheit. Die alte Flecharth kam ihm zu Hilfe.

"Sie sind ein braver Mann und würden mir gewiß nicht gern ein Herzeleid verursachen. Erinnern Sie sich also, daß ich dieser guten Jungfrau die Erhaltung meines kleinen Anton verdanke. Wenn ich ihr nicht zu Hilfe komme, könnte sie es mir vorwerfen und mich nicht mehr erhören, wenn ich in der Noth meine Zuflucht wieder zu ihr nähme. Ich bitte Sie, dieselbe nicht zu erniedrigen und sie nicht dem ersten Besten zu übergeben. Wenn Sie's erlauben, werde ich sie mitnehmen, werde Sorge für sie haben und ihr in meinem Hause den schönsten Platz einräumen."

Der Bürgermeister brauchte nicht so viel Verehrungs- und Bewunderung um einen Entschluß zu fassen. Der Vorschlag der Mance nahm ihm eine Sorge ab; er willigte also mit großer Gefälligkeit in ihr Begehren.

Als er seine Einwilligung gegeben hatte, lief Mance fröhlich nach Hause und sagte zu Anton: "Beile dich, die Laterne anzuzünden, den Rückkorb zu nehmen und mir zu folgen."

Wenn er auf dem Antlitz seiner Großmutter nicht Freudenthränen hätte glänzen sehen, hätte Anton an ein Unglück geglaubt, und nur auf ihren ausdrücklichen Befehl beeilte er sich zu gehorchen. Er konnte aber nur Erklärung erhalten, als sie beim Kastanienbaum angekommen waren.

"Klettere hinauf, mein Lieber, sagte ihm Mance, deren Nührung immer zunahm, und mache das Kapellchen mit der heiligen Jungfrau los, es ist unser, der Hr. Bürgermeister hat mir's soeben geschenkt, verstehst du jetzt?"

Anton, der die Verehrung der buchsenen Muttergottes seiner Großmutter kannte und theilte, ließ es sich nicht zweimal sagen. In einem Nu war er auf dem Baum und zwei Minuten später war das Geschäft fertig.

Ihre Kostbarkeit im Korb gingen die Großmutter und ihr Enkel in Eilschritten nach Hause. Mance wollte nicht bis am andern Morgen warten um der vielgeliebten Reliquie den Ehrenplatz in ihrem Hause zu geben.

Aus ihrer Nische gezogen, betrachtete sie dieselbe stehend und küßte sie, indem sie ihr tausenderlei rührende Namen gab; dann stellte sie sie auf ihren Kasten, zierte sie links und rechts mit bunt gemalten Tellern. Um endlich Alles zur Verschönerung aufzubieten, zierte die gute Frau ihre kostbare Reliquie mit Seidenbüscheln aus ihrer Jungfrauenhaube. Sie sollten gesehen haben, mit welchem Eifer Anton ihr in dieser Arbeit beistand.

Nach dem Nachtressen legten sie sich zu Bett und schliefen ruhigerem Herzens, als wenn ihnen ein Sack voll Gold durch's Kamin herabgefallen wäre.

Nachdem der Kastanienbaum gefällt war, zollten alle Pächter diesem Akt geschiedter Ausführung lauten Beifall.

Ei! jetzt konnten sie mitten auf der Straße fahren ohne genöthigt zu sein links oder rechts auszuweichen bei Gefahr umzuwerfen, besonders zur Erntezeit, wenn ihre Wagen mit mehreren Schichten Frucht beladen waren.

Als der Einnehmer Montags kam um die Steuern zu sammeln, sah er sogleich die Abwesenheit des alten Baumes, dessen ärgster Feind er vielleicht war. Auf dem leeren Platz angekommen, konnte er sich eines Lächelns roher Zufriedenheit nicht enthalten.

Die Frau Bürgermeisterin schickte ihm vom Fenster aus einen freundlichen Gruß, dessen Bedeutung er sogleich verstand.

"Sehen Sie nun, schien sie zu sagen, wir haben unsern Zweck erreicht!"

Er war ganz freudvoll und aufgeblasen.

Was hatte ihm denn der arme Kastanienbaum gethan? Nichts, gar nichts.

Und dann.

Der Einnehmer war ein wüthender Alterthumsammler. Schon lange durchstöberte er die umliegenden Dörfer, beguckte jeden Winkel, wendete alles alte weggeworfene Zeug um, und fand bisweilen werthvolles Porzellan, schöne alte Möbel und beschmutzte gut erhaltene Gemälde; diese tausenderlei Sachen bildeten endlich eine Seltenheits-Sammlung.

Wie vielmal war es ihm gelungen, einen einfachen Kasten gegen eine Truhe des 15. Jahrhunderts einzutauschen, eine einfache Wasserflasche gegen prächtige flamändische Töpferwaaren, einen Zwanzigfouspiegel gegen einen venetianischen Spiegel, und sogar ein Bild von Epinal gegen ein Gemälde von Meisterhand.

Wenn nun dieser verschmitzte Schacherer dem Kastanienbaum auffällig war, so war es einzig der buchsbaumenen Jungfrau wegen. Er hatte in diesem Frömmigkeits-Gegenstand eine Bildhauerei von gewissem Werth gewittert. Er glaubte sicher, daß ihm der Bürgermeister diesen fehlerhaften, kunstlosen Gegenstand schenken werde, wie der Schullehrer in der Zeit gesagt hatte. Er begab sich also ohne weiteres zum Ortsvorsteher.

Sie können sich keinen Begriff machen von seinem Aerger als er erfuhr, daß sein Kleinod der Mance geschenkt worden war. Es wäre ihm fast übel geworden. Er ermannte sich jedoch; wäre es zu unklug gewesen die Wichtigkeit sehen zu lassen, die er schon lange auf diesen Gegenstand legte.

Die Frau Flechard ist arm, dachte er also bald, für einige Sou wird sie ihn hergeben, und eilends ging er zu der Alten.

Beim Eintritt spielte er den guten Boten, versuchte allerlei Schmeicheleien bei der Großmutter und lobte ihre kleine reinliche Haushaltung; endlich nachdem er den Fuchsschwänzer lange genug gemacht hatte, warf er wie von ungefähr einen Blick auf die Muttergottes.

„Sieh' da! sagte er heuchlerisch, Sie haben diese Statue? Ich verachte solches Zeug nicht, allein es ziert euren Kasten nicht, es ist schmutzig und verschoben . . . Wenn ich an euerm Plage wäre, würde ich eine schöne weiße Jungfrau mit rothem Rock und ein kleines Jesukind unter einer Glocke hinstellen. Aber, postausend, wenn ich nicht irre, habe ich gerade was Ihr brauchet. Wie das zutrifft! Ihr seid eine brave Frau, Mance, ich werde sie Euch schicken, auch könnt Ihr diese sogleich bei Seite thun. Er machte eine Bewegung, wie wenn er die kleine Kapelle wegstellen wollte.

„Rühren Sie nichts an, schrie Mance, indem sie sich vor den Entweißer stellte und

ihre großen zornsprühenden Augen öffnete.

„Rühren Sie nichts an! wiederholte Derate, und setzte ironisch bei: Sie können wieder kommen,“ was den Einnehmer toll machte.

„Schon gut, schon gut! erwiderte dieser gleichnerisch, was ich sagte, war um Euch angenehm zu sein. Da Ihr aber daran haltet. . . Sich gleich anders bestimmend, sagte unser Antiquar: Ich will ganz offenerzig mit Euch handeln. Ich gestehe also, daß ich auch an eurer Jungfrau halte, und wenn ich sie gern hätte, wäre es nur um sie zu Hause mit den Alterthümern aufzustellen; ich versichere Euch, daß sie da sehr gut wäre und daß Ihr sie nach Belieben sehen könntet. Es kommt mir nicht darauf an, ich gebe Euch ein Fünffrankenstück dafür.“

„Hr. Einnehmer, unterbrach ihn Mance würdevoll, meine heilige Jungfrau ist weder zu verschenken, noch zu verkaufen, so lang ich lebe. Wenn Sie mir auch ihren vollen Geldsack anböten, so würden Sie dieselbe doch nicht bekommen. Denken Sie also gar nicht mehr daran.“ „Nein, betonte Anton diese Worte, denken Sie nicht mehr daran.“

„Nicht mehr daran denken, brummte der Einnehmer zwischen den Zähnen, ich will wohl, allein nur für heute, denn es wird eine Zeit kommen, wo der Hunger den Wolf aus dem Walde treiben wird.“ Zugleich setzte er laut hinzu, indem er seinen Zorn unter einem wohlwollenden Blicke verbiß: „Da wir uns aber wiedersehen werden, und Ihr dann anderer Meinung sein dürfet, so denket daran, daß ich allzeit bei der Hand bin, und auch bis auf zwei Thaler gehen werde.“

Er ging ab, und Mance und Derate blieben kalt bei diesem Uebergebot.

* * *

Man hat einer gewissen Classe Sammler oft ein egoistisches Herz zugeschrieben, viel über die Elasticität ihres Gewissens und der Unverschämtheit ihres Verfahrens geschwätzt. Ich meine jene Kleinhändler, deren Geldmittel für ihre Unternehmen nicht hinreichen, und die genöthigt sind, dasselbe durch List zu ersetzen, und als die einträglichsten Tage ihrer Laufbahn diejenigen zählen, an denen sie die meisten Gaunerstreiche angebracht haben. Sollte etwas wahr davon sein?

Ich für meinen Theil glaube es, seitdem ich Zeuge von der Unmenschlichkeit — ich behalte das Wort bei — des Einnehmers unsers Dorfes gewesen bin. Dieser fanatische Alterthumsjammler wurde von jetzt an der Plagegeist der alten Fleckhard.

Bei jedem Begegnen betäubte er sie mit seinen Anträgen und erschöpfte alle seine schlechten Argumente, um die ehrliche Meinung seines Opfers zu überlisten.

Eines Tages, mitten im Winter, als Derate einen Wagen Mist lud, erhielt er am Schienbein einen starken Zinkenstich. Unser arbeitliebende Junge betrachtete die Wunde für gering, legte eine Compressse auf dieselbe und arbeitete fort. Allein seine erhitzte und vernachlässigte Wunde nahm eine böse Wendung und er mußte zu Hause bleiben.

Die Mance verdiente damals nicht viel, da sie nur hier und da im Taglohn schaffen konnte.

Seit vier Wochen schmachtete ihr Anton im gezwungenen Nichtsthum; er weinte aus Mißmuth, weil er keinen Heller verdienen konnte. Die Verzweiflung dieses Menschen war herzzerreißend. Aller Vorrath wurde aufgezehrt, und er sah die übermenschlichen Anstrengungen seiner Großmutter, damit das Brod nicht fehle.

Welche Leiden für diese armen Leute, welche zu schüchtern waren um in ihrer Noth um Hilfe anzusprechen.

Dies war ihre traurige Lage als der Einnehmer, der Wind davon hatte, ihnen neuerdings einen Besuch machte. — „Ist's erlaubt hineinzugehen?“ fragte der Duckmäuser, den Kopf durch die halbboffene Thür streckend.

„Warum nicht“, antwortete gutmüthig die alte Mance.

„Wohlan, fängt unser Kranker an zu Kräften zu kommen.“

„So, so, seufzte die Großmutter traurig; es geht langsam.“

Anton sprach kein Wort, allein zwei große Thränen rollten über seine magern und trauer-vollen Wangen herab.

„Ich sehe wohl was Noth thut“, sagte der Einnehmer mit ganzer Zuversicht.

„Wie! Sie könnten ihn heilen?“ sagte die Mance ängstlich in stehendem Tone.

„Ich eigentlich nicht, aber, unter uns ge-

sagt, flüsterte er treulos bei, euer hiesige Arzt ist nicht viel, wenn ein geschickter Chirurg aus der Stadt Anton's Bein sehen könnte. . . .“

„Ich begreife es wohl, unterbrach Mance, allein diese Herren machen sich nicht viel aus Unglücklichen wie wir.“

„Warum nicht, wenn man sie bezahlt.“

„Möglich, wenn man sie bezahlt. . . Wird man uns aber Credit machen?“

Da erwartete der Ränkeschmied die arme Frau. „Da soll nichts hindern, sagte er einen Blick auf die kleine Muttergottes werfend, Ihr wißt wohl, daß ich allzeit bei der Hand bin und würde ein Goldstück daran wenden, wenn . . .“

„Lassen wir dies gehen, Hr. Einnehmer, sagte einfach und kaltblütig Hermance Fleckhard, Sie würden Ihre Mühe und Arbeit verlieren. Was sagst du dazu, lieber Enkel?“

„Ich sage, erwiderte Anton entschlossen, daß ich lieber mein Bein abnehmen lassen werde, als um diesen Preis hergestellt zu sein.“

Bei dieser Antwort ließ sich auf dem Gesicht des Einnehmers eine garstige Grimasse sehen. Er brach sogleich auf ohne diesmal seine ärgerliche Laune verbergen zu können.

„Auf Wiedersehen“, sagte er in einem drohenden Tone. An diesem Tage war er störriger als je mit den Steuerpflichtigen.

* * *

Anton ward endlich geheilt. Er fing an zu arbeiten, und die Beiden hatten wieder gesichertes Brod. Es war hohe Zeit.

Mance wurde immer baufällig, verlor von Tag zu Tag von ihren Kräften und die geringste Ermüdung lähmte sie. Auch mußte sie darauf verzichten bei Andern zu arbeiten, und sich begnügen ihr Gärtchen zu besorgen.

Wenn aber die Großmutter so abgenommen, so mußte man den zwanzigjährigen Anton bewundern. Auch war sie mit Recht stolz auf ihn. Er war in der That ein starker und gesitteter Arbeiter. Auf drei Stunden im Umkreis wurde er seines Ausharrens und seiner Mäßigkeit wegen als Muster citirt.

Er hatte seine vielfältigen guten Eigenschaften von seiner Großmutter geerbt. Auch konnte man ihn im Meierhof selbst so gut als auf dem Felde brauchen. Alles ging also auf's

Beste, und die gute Flechard dankte mit einer steigenden Jubruust ihrer kleinen Jungfrau ob der Erhaltung einer solchen Stütze.

Unglücklicherweise brach der Krieg aus.

Anton gehörte zu der Mobilgarde des Norddepartements, mit ihm noch sechs andere Burische des Dorfes.

Als er sich zum Bataillon begeben sollte, hatte man alle mögliche Mühe der Mance begreiflich zu machen, daß ihr lieber Derate sie vielleicht auf lange verlassen müsse. Sie war verdugt, verstimmt, gab nur noch Lebenszeichen durch Blicke auf die Muttergottes, von der sie ein neues Wunder zu erleben schien. Anton, zwischen zwei gleichfalls gebietenden Pflichten getheilt, war bewunderungswürdig. Seine Haltung zeigte alle Eigenschaften des einfachen, aber natürlichen, echten Heroismus. Er wußte was er dem Vaterlande schuldig war, und er bewies eine stoische Entschlossenheit. Andererseits die Verlassenheit bedenkend, worin sich seine Großmutter befinden werde, deren Abgott und unentbehrliche Stütze er war, las man seiner Seele Qualen in dem langen und rührenden Blick, den er auf diese gute Frau heftete.

Auf Wiedersehen! hatte der Einnehmer gesagt. Der schändliche Mann kam nun im Augenblicke, wo Mance und Anton Abschied von einander nahmen. Er schämte sich nicht seine Stimme in ihre Seufzer zu mischen.

„Armer Anton, sagte er in seinem erkünsteltesten Mitleidstone, nun mußt Du fort! Ach, liebe Leute, ich kann euch nicht genugsam sagen, wie sehr dies euer neues Unglück mich betrübt. . . Für Dich, lieber Anton, wäre es nichts Soldat zu werden, aber es ohne Centim in der Tasche zu werden! Und Ihr, gute Flechard, von was wollt Ihr leben, wenn der fleißige Messe nicht mehr da sein wird? . . . Ah! wenn ihr beide vernünftig wäret, so würde diesem Uebelstande leicht abzuhelfen sein. . . Höret, ich möchte gern für rechtschaffene Leute wie Ihr ein gutes Werk thun; Ihr müßt mir dabei an die Hand gehen. Nun, gebt mir eure Muttergottes — sagte der verzeufelte Sammler — und ich gebe Euch, Mance, das besprochene Goldstück und dem Anton ein Fünffrankenstück. . . ohnerachtet, daß ich im Nothfall wieder da sein werde. . .

Was sagt Ihr dazu? Ihr werdet doch nicht ungeschlüssig sein, hoffe ich.“

Ganz mit ihren Schmerzen beschäftigt, gab Mance wenig Acht auf diese Worte und ihr Entel schaute traurig im Zimmer herum, wie wenn er von jedem Gegenstand Abschied nehmen wollte. Der Einnehmer erwartete mit Zutrauen ihre Antwort.

Auch war die Lage der Unglücklichen, die er durch seine Offerten versuchte, kritisch und die angebotene Summe verführerisch.

Das wußte der schlaue und gehässige Fuchs; er war grausam genug um seine Hoffnung auf den vorhandenen Mangel, das in Aussicht stehende Elend und den nothwendigen Hilfebeistand zu gründen. Er zweifelte nicht an dem Erfolg seines Vorschlages, als er sah wie Mance zitternd einen Stuhl dem Kasten näherte und die Jungfrau aus ihrer Nische zog. „Jetzt hab' ich sie,“ sagte er bei sich, und eine teuflische Freude ließ sich in seinem Blicke sehen. — Mance stieg mit ihrer kostbaren Bürde vom Stuhl, küßte die Jungfrau und benetzte sie mit Thränen.

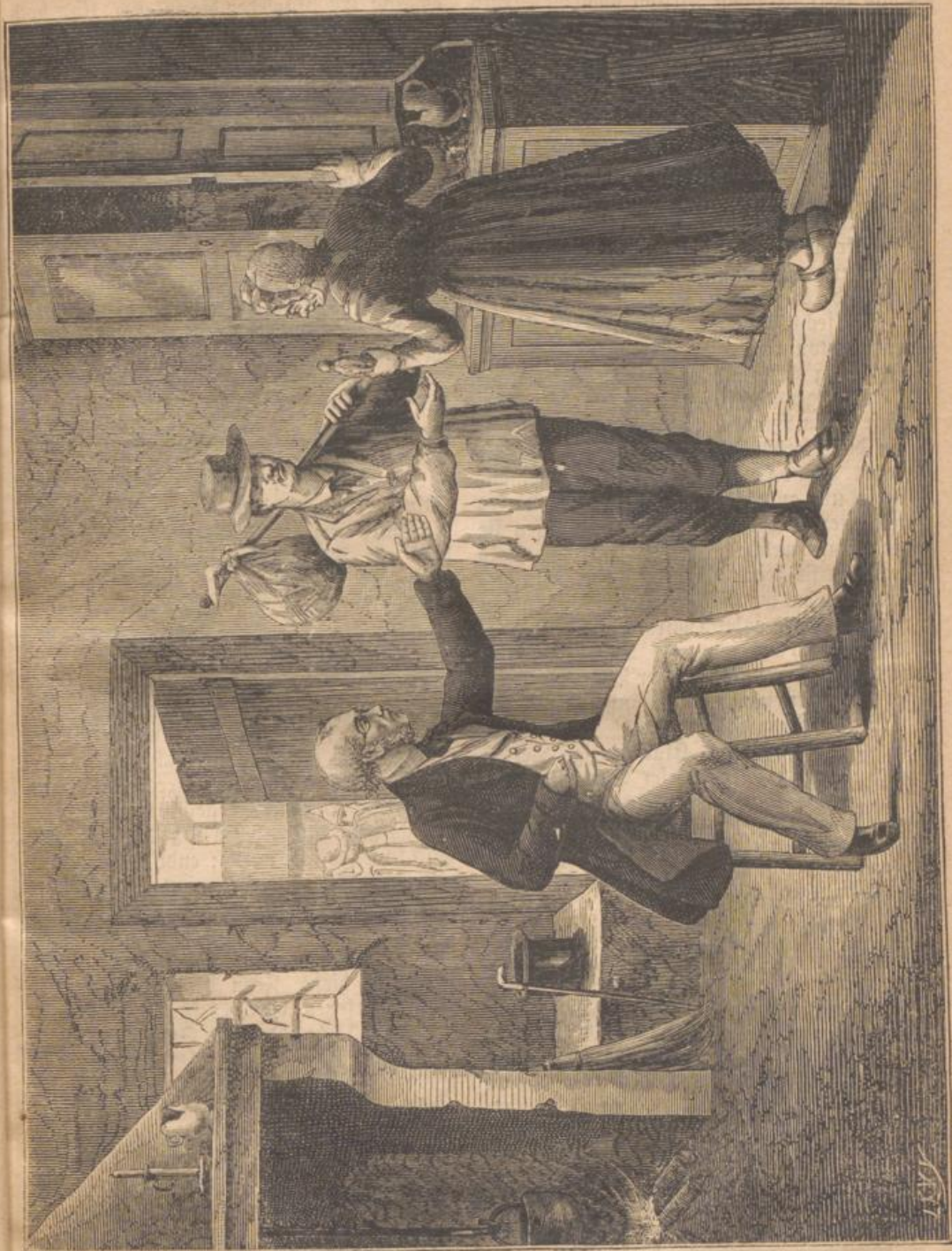
„Verzeihe, gute Jungfrau, wenn ich mich von Dir trenne, sagte sie mit einer Stimme, die selbst den unwürdigen Zeugen dieser Scene rührte; verzeihe wenn ich Dich von hinnen schicke, ich die so gern meine Gebete vor deinem holden Bilde verrichtete. . . Ich empfehle Dir meinen Anton, bewahre ihn vor jeder Gefahr. Er ist ja auch dein Pflegkind; du liebst ihn ja. Auch sage ich dir ruhig Lebewohl. . .“

Bei diesen Worten nahm Mance aus ihrem Kasten ein Säckchen und steckte die Jungfrau hinein.

Der Einnehmer wollte schon die Hand darnach ausstrecken; aber die gute Flechard reichte ihre verehrte Reliquie Anton und sagte: „Nimm sie, mein Lieber, stecke sie sorgfältig in deinen Tornister und verlasse sie niemals. — Die fromme Frau betonte folgende Worte. — Alles versichert mich, daß sie Dich nicht verlassen wird. . .“

Anton, der durch diese Uebergabe die innige Liebe seiner Großmutter erkannte, fing an zu weinen. Mit einer Hand empfing er das Muttergottesbild, mit der andern zog er ein letztes Mal seine Großmutter an seine Brust

doch nicht
 äftigt, gab
 e und ihr
 erum, wie
 chied neh-
 artete mit
 icken, die
 itisch und
 ch.
 gehässige
 um seine
 angel, das
 uothwen-
 zweifelte
 lages, als
 Stuhl dem
 aus ihrer
 gte er bei
 eß sich in
 stieg mit
 küßte die
 änen.
 n ich mich
 Stimme,
 n dieser
 Dich von
 ne Gebete
 ete... Ich
 wahre ihn
 in Pfleg-
 dir ruhig
 ance aus
 tecte die
 and dar-
 Flechard
 nton und
 te sie sorg-
 erlasse sie
 tonte fol-
 mich, daß
 die innige
 , fing an
 ng er das
 og er ein
 ine Brust



und hielt sie lange zärtlich umarmt. Dann verließ er eiligst das Haus.

Der beschämte Einnnehmer, überzeugt daß seine letzte Hoffnung verschwunden sei, hatte sich stillschweigend aus dem Staub gemacht.

* * *

Drei Monate verflossen; Mance hatte bisweilen indirekterweise Nachrichten von Anton erhalten. Er war gesund und damit war sie zufrieden. Sie war versichert, daß er gut erhalten zurückkommen werde. Ja, zurückkommen? daran zweifelte sie nicht.

Die sechs andern Familien deren Kinder mit Anton abgereist waren, theilten ihre Hoffnung nicht, und waren sehr begierig, die Bewegungen des Feindes zu kennen. Wann diese guten Bauern, welche das Vorschreiten der Verbündeten befolgten, die Namen Laon, Saint-Quentin, Peronne, Bapaume, Arras und andere in der Nähe ihres Dorfes gelegenen Ortschaften hörten, begriffen sie die Gefahr welche die Kinder bedrohte. Bald erhielten sie keine Nachricht mehr... An diesem Tage hat man sich geschlagen, am andern ruhte man aus, endlich wurden die Feindseligkeiten wieder aufgenommen. Welche Truppen hatten an diesen aufeinander folgenden Treffen Theil genommen. Man wußte es nicht.

Welch' Bangigkeit! Welch' Prüfungen! Welch' Verzweifeln! Eine einzige Person blieb ruhig in Mitte dieser Bangigkeit. Es war Mance. Sie hatte im Schlafe ihre Muttergottes gesehen, die ihr versprochen hatte, den Anton frisch und gesund nach Hause zu schicken.

Oh! der Glaube!

Bald aber verbreitete sich ein trauriges Gerücht im Lande und verursachte allgemeinen Schrecken. Es war am 20. Januar 1871. Am 19. hatte man sich bei Saint-Quentin geschlagen; die Mobilgarde des Norden hatte enorme Verluste erlitten; in gewissen Bataillonen sollten ganze Compagnien zernichtet worden sein, unter andern jene in welcher Anton Flechard und seine Kameraden standen. Dies Unglück ist gewiß. Eine Depesche, die man nicht zu veröffentlichen wagte, hat es bestätigt. Dies Gerücht erstarrte Jedermann vor Schrecken. Eine einzige Person glaubt

es nicht. Es ist wieder die Mance. Und doch gewann diese schreckliche Nachricht täglich mehr Glaubwürdigkeit.

Auf Befehl des Bürgermeisters ist der Feldhüter immerwährend unterwegs vom Dorfe auf die Unterpräfektur. Er bringt nie etwas Gutes. Jedes Mal wenn er zurückkehrt wird er umringt, ausgefragt; man will Alles wissen; allein Alles ist ein Durcheinander.

Endlich kommen die Verwundeten an, die die Reifestrapazen ertragen konnten, um sich in ihrer Familie versorgen zu lassen. Die fünf oder sechs Nachbardsdörfer haben einige von diesen Krüppeln gesehen; diese bringen wenigstens bestimmte Nachrichten.

Was sagen sie? Ach! es ist nur zu wahr, daß Anton und seine Kameraden todt sind. Dann ertönte das Wehklagen in der ganzen Gemeinde.

Die Mütter rufen ihren Söhnen mit einer Stimme die auch die härtesten Herzen bricht; die Väter verzehrt ein geheimer Schmerz in dem alle Verwünschungen aufwallen; die Verlobten, die Schwestern, Alle welche diese jungen Märtyrer des Vaterlandes liebten, machten ihrer Trauer durch die ergreifendsten Klagen Luft.

Diesmal soll auch der starke Glaube der Hermance Flechard erschüttert werden. Wirklich fühlte sie in ihrer Brust erstickende Thränen sich sammeln; sie sah ihre Waffen brechen, mit denen sie ihren heroischen Kampf gegen die Wirklichkeit geführt hatte; ihre Gesichtszüge ließen sehen daß ihre Hoffnung bald zu Ende sein werde; endlich befeuchtete eine erste Thräne ihre verwirrten Augen...

Einige Nachbarinnen waren herbeigeeilt um sie zu trösten; sie erschrecken beim Ansehen ihrer Physiognomie. Sie begreifen daß, wenn bei dieser Frau die Gewißheit den Zweifel ersetzen sollte, es für sie ein schrecklicher, vielleicht tödtlicher Stoß sein dürfte.

Wohlan, sie wird nicht überwunden; es ist wieder ihr Glaube der siegt.

Es geschah also, daß, im Augenblick wo man bei der alten Frau die gefürchtete Krisis nicht beschwören zu können glaubte, Mance sich plötzlich aus ihrer Niedergeschlagenheit erhob; ihre wie von oben verklärten Züge ließen eine gänzliche Zufriedenheit

und wie ein Lächeln in dieser sonderbaren Ruhe sehen.

Und ich versichere Euch, daß er nicht todt ist;... meine kleine Jungfrau lügt nicht und sie hat mir versprochen ihn zu beschützen. Ich versichere Euch daß Anton lebt.

Arme Märrin, schien die bestürzte Bersammlung zu sagen, als plötzlich die Thür aufging. „Anton!“ schriean alle Weiber, und in der That er war es.

Bei dieser Erscheinung konnte Mance allein kein Wort hervorbringen.

Ihres Vertrauens ohngeachtet, war sie erstaunt wie beim Geschehen eines Wunders. Durch die Gemüthsbewegung erschüttert, konnte sie nur ihre Arme ausstrecken.

Sie umarmten sich lange und vergossen süße Thränen...

Als die gute Großmutter ein wenig beruhigt war, befaß sie ihre Nachbarinnen triumphirend: Nun! hab' ich's Euch nicht gesagt, warf sie ihnen sanft ihren Unglauben vor.

Anton war unterdessen doch verwundet; er hatte seinen Arm in einer Schlinge.

— Bist du verwundet? Lieber, fragte Mance etwas ängstlich.

— Es ist nichts, antwortete Anton lächelnd indem er seinen Arm bewegte... Es hätte aber wichtiger werden können.

— Erzähle uns das, lieber Nefse. Ja, erzähle uns das, Anton, wiederholten die Frauen.

— Weil Ihr daran haltet... Nun, am Tage an dem die Schlacht geliefert werden sollte, befaß man uns die Säcke im Lager zu lassen. Wie die andern legte ich den meinigen auf die Erde und dachte bei mir, vielleicht werde ich ihn nicht wiederfinden... Ich betrachte ihn einigermaßen als wollte ich Abschied von ihm nehmen, als ich mich erinnerte, daß ich unsere Muttergottes darin gelassen. Geschwind zog ich dieselbe aus meinem Tornister und verbarg sie unter meinem Ueberrock. Ich versichere Euch daß sie gut versorgt war... Man marschirte ab. Ich werde Euch nichts von der stattgefundenen Mezelei sagen; es wird genug sein, wenn ich Euch versichere, daß die Kameraden wie Klecköpfe unter der Sichel fielen... Patzsch! und ich bin auch getroffen und sank

auf die Erde wo ich ausgestreckt liegen blieb. Alles nimmt ein Ende, und als das Feuer aufgehört hatte, stand ich auf; ich hatte aber einen ganz steifen Arm. Ja wohl! eine Kugel hatte dessen Fleischtheil durchbohrt. Als ich mich mit meiner gesunden Hand durchsuchte, ob nicht noch ein Loch da ist, so berührte ich meine Jungfrau, welche nicht vom Platze gewichen war... Wir Ihr's denken könnet, zog ich sie gleich aus ihrem Säckchen, um ihr zu danken, daß ich so billig davongekommen sei, weil um mich her so viele gute Kameraden todt lagen, und was sah ich?... — Nur weiter, lieber Anton, unterbrach die Mance eben so ungeduldig als gespannt.

— Nun! unsere gute Jungfrau war ganz zerquetscht.

— Jesus! Maria!

— Es ist so; die Kugel welche durch meinen Arm fuhr, hatte sie auch durchbohrt... So daß, wenn sie nicht gerade an meinem Herzen gelegen wäre, der Anton nicht mehr lebte, nicht wahr?

— Wo ist sie? Wo ist sie? sagte Mance entzückt, außer sich beim Erzählen dieses neuen Wunders.

— Hier ist sie.

Die Großmutter ergriff sie sogleich mit zitternder Hand, küßte sie, begoß sie mit Thränen und stellte sie in ihre Nische, kniete nieder und betete lange vor diesem einfachen Bilde, das ihr fürbaß heiliger war als je.

Anton, mit seiner durch fromme Erkenntlichkeit erheiterte Physiognomie, betrachtete wechselweise die Jungfrau und seine Großmutter.

Die hintensteinenden Nachbarinnen beteten Ave...

Nichts Erhabeneres und Rührenderes als diese so einfache durch die Strahlen des Glaubens erleuchtete Scene, welche als Obdach eine Strohütte und als Zeugen Leute von reinem Herzen, aufrichtigem Sinne und ehrwürdiger Sanftmuth hatte.

Und nun können sie begreifen, was der Einnehmer noch hoffen konnte!

Gottlieb Denis.